

Martin Weimer

Psychoanalyse und / als

Organisation (erschieden in Psyche 53 (1999): 8 - 53

„Alles, was ich zu tun habe, besteht darin, es Theorien aus verschiedenen Feldern zu ermöglichen, einander zu befruchten.“

(R. Money-Kyrle, 1971, 442)

1. Einführung

Als Nicht-Analytiker über dieses Thema zuerst zu reden¹, jetzt zu schreiben, empfinde ich als Risiko. Immerhin handelt es sich offenkundig auch systemintern, also innerhalb der psychoanalytischen Organisationen, um ein durchaus mit Affekten besetztes und sachlich kontroverses Thema. Beim Überarbeiten des ursprünglichen Vortrags für diese schriftliche Fassung stellte sich mir unwillkürlich immer wieder eine Arbeit Léon Wurmserers assoziativ ein: „Die schwere Last von tausend unbarmherzigen Augen“ (Wurmser, 1986). Derart stelle ich mir offenkundig die lesende psychoanalytische community vor! Also bewege ich mich sogleich in der Landschaft der Idealisierung mit den begleitenden Gefühlen der Scham und des Ehrgeizes², und es wird sich zeigen, daß meine Situation jedenfalls auch - jenseits ihrer persönlichen Elemente - als ein Element des Themas „Psychoanalyse

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Hamburger Michael-Balint-Institut, 28.11.1997. Ich verdanke viel dem Gespräch mit Frau Dr. Edda Schütt sowie mit den AnalytikerInnen am John-Rittmeister-Institut in Kiel, wo ich eine erste Fassung dieses Vortrags vorstellen konnte. Ross Allen Lazar hat das Manuskript freundlicherweise durchgesehen; ihm verdanke ich einige mir sehr hilfreiche korrigierende Hinweise.

² Aber trifft Wurmserers Warnung vor der „hyperbolische(n) (übertreibende[n]) Verwendung schwerer Psychopathologie“ (aaO, 127) ebenso wie seine Kritik an den Neo-Kleinianern (aaO, 131f) nicht auch auf meine Arbeit zu? Ich hoffe nicht. Wurmserers Kritik an den Neo-Kleinianern erscheint mir freilich gerade so unspezifisch, wie sie den Pauschalitätsvorwurf, übrigens unbelegt, gegen diese Gruppe erhebt.

und/als Organisation“ verstanden werden kann. Meine These lautet, daß die mannigfachen Konflikte im Themenbereich „Psychoanalyse und/als Organisation“ als Symptome einer der professionellen psychoanalytischen Identität inhärenten Paradoxie verstanden werden können, eine berufsspezifische Paradoxie, auf die die Psychoanalyse als Organisation freilich bisher überwiegend defensiv reagiert.

Diese überwiegend defensive organisatorische Reaktion mag es immerhin nahelegen, daß sich ein systemexterner Autor dieses Themas annimmt. Manches spricht dafür, daß sich die Psychoanalyse als Organisation gegenwärtig noch weithin im Stadium der Selbstanalyse befindet - jener auch nach gut 100 Jahren unverändert bewundernswerte Selbstversuch Freuds, mit dem die psychoanalytische Bewegung damals begann. Die direkte Übertragung freilich selbstanalytisch gewonnener Einsichten auf Patientenanalysen enthielte erhebliche Fehlerquellen, leugnete sie doch - einmal abgesehen von den anderen Mängeln der Selbstanalyse - die ganz andere Subjektivität der Patientenpersönlichkeit. Die Ausbildung zum Psychoanalytiker, alle ihre immanenten Probleme hier noch außer Acht gelassen, trägt dem jedenfalls mit großer Selbstverständlichkeit Rechnung. Meine Ausführungen laufen in praktischer Hinsicht auf den Vorschlag hinaus, die AnalytikerInnen aus ihrer beruflichen Praxis vertraute Einsicht, daß Befunde der Selbst- und Eigenanalyse nicht einfach auf Patientenanalysen übertragen werden können, nun auch auf die Analyse psychoanalytischer Organisationen anzuwenden.

Denn die Einsicht in die Unmöglichkeit der einfachen Übertragung von aus der Eigenanalyse gewonnenen Erkenntnissen in die Patientenanalyse scheint

mir zu schwinden, sobald die Psychoanalyse als Organisation in den Blick kommt, konkret: PsychoanalytikerInnen in Organisationen. Hier werden vielmehr in aller Regel mit eben solcher großen Selbstverständlichkeit Befunde aus der klinischen Situation auf Prozesse in der Organisation einfach übertragen. Berührt die Tendenz zu - oder auch nur die Angst vor - psychopathologischen Etikettierungen einzelner KombattantInnen bei organisationsinternen Konflikten. Die Geschichte und die zahllosen großen und kleinen Geschichten von Spaltungen in der Psychoanalyse (Hermanns, 1995) liefern wahrlich ausreichendes Belegmaterial für die solche Spaltungen allemal begleitende Tendenz der psychopathologischen Etikettierung. Auch in dieser Hinsicht erwies sich Freud - nicht nur über Jung, sondern später ebenso über Ferenczi oder über Rank (Wittenberger, 1995a; 1995b) - durchaus als Vorgänger. Das mag seine historischen Gründe haben; daß die Mitglieder des „Geheimen Komitees“ etwa den organisationspezifischen Konflikt um den psychoanalytischen Verlag mittels der Folie von „*Totem und Tabu*“ (Freud, 1912-13) interpretierten (Wittenberger, aaO), mag man also schlicht als Ausdruck des damaligen Mangels an anderen psychoanalytischen Interpretationen verstehen. Aber man spürt doch gleichzeitig auch das wahrscheinlich enorm wirksame Moment der persönlichen Entlastung, das eine Deutung ad personam bei einem Gruppen- oder organisationspezifischen Konflikt verheißt. „So brach ich denn endlich los“ (zit. bei Wittenberger, 1995a, 90) schreibt Freud auf dem Höhepunkt des Konflikts mit Rank, um dann fortzufahren, dieser habe wohl „die Neurose zur Hilfe nehmen“ müssen, um sich von ihm, Freud, trennen zu können. Die LeserInnen werden wahrscheinlich in ihrem Institut genauso wie ich an meiner Arbeitsstelle ihre

eigenen ganz ähnlichen Erfahrungen mit diesem Entlastungsmoment bei personenbezogenen Deutungen (nicht selten in Abwesenheit des Empfängers gegeben!) in systeminternen Konflikten gesammelt haben, vermutlich sowohl in der Subjekt- wie in der Objektposition. Dieses psychoanalysespezifische, institutionelle Abwehrphänomen entspricht inhaltlich, wie wir noch sehen werden, einer der Hauptabwehrformen bei organisationspezifischen Konflikten: der „verdeckten Koalition“ (Hirschhorn, 1988, 83ff), in der die Konfliktpartner bei organisationellen Konflikten einander, kollusiv an familialistischen Modellen orientiert, Deutungen ihres Verhaltens verabreichen. Freud und Jung waren derart auf dem Höhepunkt ihres Konflikts sich jedenfalls darin doch einig, daß es sich um einen Vater-Sohn-Konflikt handele.

Mir ist indes zuerst das affektive Moment der Entlastung daran besonders wichtig, handelt sich doch nach meinem Eindruck stets um eine affektive Situation in der Organisation, die eruptive Entlastung gebieterisch zu verlangen scheint: „So brach ich denn endlich los...“. „Wir waren Bettler, als wir uns für Herren hielten“, sagt Donald Meltzer einmal (1967, 50) und verweist darin auf die wohl unleugbare Tatsache, daß die Erfahrung des Unbewußten „nachträglich“, um diese zentrale Freudsche Kategorie hier zu verwenden, allemal demütig stimmt - also auch die Erfahrung des Unbewußten in organisatorischen Systemen. Solche Demut, Signatur der depressiven Position, macht gewiß ein wesentliches Element einer psychoanalytischen Ethik aus. Ich werde am Schluß der Arbeit darauf zurückkommen.

Auf diesem Hintergrund gesehen jedenfalls, ist Kurt Buchingers (1993, 33) methodologische Hauptthese in seiner Arbeit zum Thema nur zu ver-

ständig: „Man kann die psychoanalytische Institution und ihre Organisation mit den Mitteln der Psychoanalyse nicht ausreichend verstehen“. In der analytischen Behandlung gewonnene Einsichten lassen sich nicht einfach auf Organisationsprozesse übertragen. Diese These werde ich bestreiten und betone daher zunächst ihre Plausibilität.

Gerd Kimmmerle (1997) hat m.E. überzeugend dargelegt, daß die großen Fallberichte Freuds sämtlich Extrapolationen seiner selbstanalytisch gewonnenen Einsichten darstellen, die sich am Thema einer „ödipal todeszentrierten Sexualität“ (a.a.O., 127) fokussieren. In ganz analoger Weise dienen Freuds große kulturtheoretischen Schriften, so etwa „*Totem und Tabu*“ (1912-13), aber auch schon „*Zwangshandlungen und Religionsübungen*“ (1907b) mit der berühmten Formulierung „Neurose als individuelle Religiosität, Religion als universelle Zwangsneurose“ (aa0, 139), ihm dazu, in genealogischer Perspektive einen allgemein gültigen pathogenen Ursprungsort des Psychischen zu finden, den er als reale Urszene in seinen Behandlungen bekanntlich nicht hatte verifizieren können. Die Phylogenese hatte der Ontogenese zu entsprechen, was nicht nur einfach Freuds lamarckistischer Orientierung geschuldet war, sondern in erster Linie der Bestätigung seines ursprungsmythischen Denkens dienen sollte³. Noch in Freuds späten großen kulturtheoretischen Schriften ist dies das erkenntnisleitende Interesse, z.B. im „*Mann Moses*“ (1939a), was bei den Forderungen zur kulturkritischen Revitalisierung der Psychoanalyse, so etwa von Mario Erdheim (1982), leicht übersehen wird. Im Bereich des Seelenlebens sollte genau dieselbe Kausalität gelten, unter deren Flagge die Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts

³ Mit der Kritik des ursprungsmythischen Denkens beziehe ich mich auf den Berliner Religionswissenschaftler Klaus Heinrich (1964).

ihren unbestreitbaren, wenn auch höchst kostspieligen⁴, Siegeszug gegen die Naturphilosophie angetreten hatten. In erkenntnistheoretischer Perspektive gesehen, dienen die kulturtheoretischen Schriften Freuds der empiristischen Bestätigung⁵ genealogischer Hypothesen, die in der klinischen Situation zu verifizieren ihm bekanntlich nicht gelungen war. Wir wissen um Freuds Scheitern bei der Ursprungssuche in der Wolfsmann-Analyse (1918b), in deren Verlauf aus der konkretistischen Urszene die Urphantasien wurden. Wir finden also bereits bei Freud die Tendenz, die spezifischen Eigenarten komplexer sozialer Systeme, wie es Organisationen sind, zu identifizieren mit der nicht minder verwickelten, aber aus der Selbst- oder später (bei anderen Analytikern als Freud!⁶) Eigenanalyse und aus den Patientenbehandlungen mehr und mehr vertrauten Komplexität personaler Systeme. Wir haben es daher in ihnen mit einer „Reduktion von Komplexität“ (Luhmann) zu tun,

⁴ Ich spiele auf die gegenwärtigen Strukturprobleme im Gesundheitswesen an. K. Buchinger hat jüngst (1998) eine sehr anregende Arbeit zum Verhältnis von Psychoanalyse und klassischer Medizin vorgelegt, die ich hier nicht mehr berücksichtigen konnte. Buchinger bezieht sich auf die konstruktivistischen Annahmen Heinz von Foersters. Da genau setzt auf der Theorieebene meine Kritik an.

⁵ Empiristisch, nicht empirisch. Dies auch zur gegenwärtigen Debatte über die Psychotherapieforschung samt der medizinpolitischen Tendenz zur Integration unterschiedlicher psychotherapeutischer Konzepte in eine Allgemeinpsychotherapie (Grawe et al, 1994). Das in seinem Antisemitismus skandalöse Buch von A. Dührssen (1994) muß m.E. so als Lehrstück der ideologischen Implikationen dieser empiristischen Tendenz gelesen werden. Es geht gegen die jüdischen Essentials der Psychoanalyse (Blumenberg, 1997), für deren Kern ich das Bilderverbot halte. Der Gegenstand der Psychoanalyse ist das Unbewußte, das, wie Freud mehrfach betont, gleichbedeutend mit dem Psychischen ist (z.B. Freud, 1900a, 617). Es zeigt sich bekanntlich der bewußten Wahrnehmung stets nur in „entstellter“ Weise, kann daher empirisch nicht bestätigt werden. Aus diesem Grund scheiterte Freuds Versuch der empirischen Verifizierung der Urszene (cf. Kimmerle, 1997, 124ff) . Im übrigen: Im Wort „Szene“ ist die Konnotation „unzugänglich“ enthalten. Die Septuaginta benutzt das Wort für hebr. „Mischkane“ = heiliges Zelt, dessen innerster Raum mit der Lade bekanntlich unzugänglich war (Ouaknin, 1990)! Dies auf das im deutschsprachigen Raum weithin benutzte Konzept des „szenischen Verstehens“ (Lorenzer) anzuwenden, halte ich für eine reizvolle Aufgabe.

⁶ Wittenberger (1995, 190ff) weist wiederholt darauf hin, daß bei den Konflikten im „Geheimen Komitee“ lange durch die Blume eine Rolle spielte, daß Freud sich selbst nicht analysieren ließ, bis ihm Ferenczi brieflich direkt antrug, sich ihm für „einige Monate“ als Analytiker zur Verfügung zu stellen (zit. bei Wittenberger, aaO, 242). Ferenczis Angebot zeigt deutlich den psychoanalysetypischen Versuch, organisationspezifische Konflikte durch individuelle Analyse lösen zu wollen. Übrigens, es blieb beim Angebot.

die allerdings, darauf weist Buchinger zurecht hin, nachgerade paradigmatisch wurde für die psychoanalytische Beschäftigung mit Organisationen.

So wenig also die einfache Anwendung selbstanalytisch gewonnener Einsichten in Freuds Patientenanalysen gelingen konnte - ich verweise als besonders eindrucksvolles Beispiel auf Vera Kings Dekonstruktion der Dora-Analyse (1995) - , so sehr stellt die direkte Anwendung aus analytischen Behandlungen gewonnener Einsichten auf organisatorische Prozesse eine „falsche Verknüpfung“ dar, womit Freud bekanntlich das Phänomen der Übertragung benannte (Freud, 1895d, 309). Man kann den Leitern analytischer Institute gleichermaßen so sehr wie so wenig einen pathologischen Narzißmus attestieren wie den Institutsmitgliedern eine depressiv anmutende Nörgel-Symbiose mit ihrem Institut und dessen Leiter oder Leiterin; beides mag zuzeiten verführerisch zutreffend erscheinen - und wird doch der spezifischen Eigenart organisatorischer im Unterschied zu personalen Systemen nicht gerecht. Abgesehen davon - und dies pragmatische Wahrheitskriterium hatte Freud unbefangen genug bei der Frage der Konstruktionen in der Analyse (1937d) angewandt - zeigen offenbar eindruckliche praktische Erfahrungen mit solchen psychopathologischen Etikettierungen in analytischen Instituten außerordentlich deutlich ihre mangelnde Fruchtbarkeit.

Wie aber dann Psychoanalyse als Organisation denken? Buchinger plädiert nachdrücklich für die prinzipielle Unterscheidung zwischen personalen und organisatorischen Systemen in der Analyse. Seine Arbeit fußt auf spezifischen systemtheoretischen Basisannahmen. Deren Spezifität besteht in eben dieser prinzipiellen Unterscheidung zwischen personalen und organisatori-

schen Systemen, und an genau dieser Stelle setzt meine Kritik an. Implizit schließt sich Buchinger mit seiner methodologischen Basisannahme an die spezifisch deutsche Variante der Systemtheorie an, wie sie hierzulande vor allem von Niklas Luhmann entwickelt wurde (zu Luhmann: Kneer, Nassehi, 1993). An dieser Stelle schlage ich eine andere Perspektive vor. Ich werde umgekehrt dafür plädieren, mittels der Analyse organisatorischer Prozesse die familialistische Konstruktion in der Beschreibung des Unbewußten zu dekonstruieren, m.a.W.: die prinzipielle Unterscheidung zwischen personalen und organisatorischen Systemen in der Systemtheorie Luhmanns infrage stellen. Dies scheint mir ein methodologischer Ansatz, der, einmal transformiert in organisatorische Strukturen in analytischen Institutionen, nicht zuletzt wohl auch geeignet wäre, den mannigfachen Klagen über den Mangel an wissenschaftlicher Kreativität in der organisierten Psychoanalyse ihren Grund zu nehmen. Auch scheint mir theorieimmanent auf diese Dekonstruktion der familialistischen Engführung des Unbewußten der wirklich revolutionäre Neuanfang Wilfred Bions hinauszulaufen, wenn man, wie ich es für sinnvoll halte, die denkerische Kontinuität betont zwischen dem Bion der Gruppenanalyse und dem Bion des epistemologischen Neuentwurfs der Psychoanalyse. Bions „O“ (vgl. Weimer, 1997b) - der sinnlich nicht wahrnehmbare Gegenstand der Psychoanalyse - kann sich bekanntlich in einer von zahllosen möglichen Realisierungen als Ödipuskomplex anfüllen oder als verschiedene Gestalten der Beziehung Baby-Brust. Aber dabei handelt es sich eben bereits um Realisierungen, oder in Bions epistemologischer Sprache: um Konzeptionen (Reihe „E“ im Raster) des prinzipiell unanschaulichen Gegenstandes der Psychoanalyse. Dies übrigens wären Realisierungen

im Rahmen (Bion: Container = &) personaler Systeme, m.a.W. familialistische Konstruktionen des Unbewußten, von dem stets nur in Konstruktionen allerdings gedacht werden kann!

Gerade aber Bions Modell Container / Contained (&/%)⁷ scheint mir nichts weniger als eine psychoanalytische Systemtheorie in nuce zu bieten, beschreibt doch dieses Modell nichts anderes als die ständigen Austauschprozesse zwischen einem System und seiner Umwelt! James S. Grotstein (1981, 358) hat denn auch in diesem Modell gar ein neues Naturgesetz ausgedrückt gefunden, das er so formuliert: „Alle lebenden Phänomene können als Inhalt betrachtet werden, der nur im Rahmen eines Behälters existiert, der seinerseits seinen Inhalt beschreibt. Umgekehrt aber übt auch der Inhalt einen großen Einfluß aus auf die Wandlung des Behälters.“ Diese Formulierung enthält nun genau den Grundgedanken einer Theorie offener Systeme, wie sie von Bertalanffy (1956) entwickelt worden ist! Ich komme darauf zurück, belasse es im Moment bei dem Hinweis, daß es in dieser Variante der Systemtheorie ganz ähnlich wie in Bions psychoanalytischem Modell &/% um die ständigen Austauschprozesse zwischen einem System und seiner Umwelt, also um beider Relationalität, geht.

⁷ Bions Anwendung seines Modells &/% vor allem in „Lernen durch Erfahrung“ (1962) muß m.E. kritisiert werden: sie ist geleitet von der auch Kleins Denken bestimmenden maternalen Dominanz. Die von Bion gewählten Akronyme bezeichnen die unaufhebbare Geschlechterspannung (Heinrich 1993; 1995), aber in seiner Anwendung dieses Modells erwähnt Bion fast ausschließlich das Paar Mutter / Baby als dessen Realisierung. Zwar ist das tertium comparationis von Penis und Brustwarze beider Erektionsfähigkeit und eine intersubjektiv-befriedigende Beziehung zwischen den beiden Eltern des Kindes mindestens eine gute Voraussetzung für die Beziehung zwischen Baby-Brustwarze-Brust in den ersten Lebenswochen (Lazar, 1988, 30f). Aber mir scheint auf erkenntnistheoretischer Ebene bei der gegenwärtig verbreiteten Idealisierung des als mütterlich konnotierten Containing nicht ausreichend berücksichtigt, so schon bei Klein oder übrigens auch bei Money-Kyrle (1968, 1971), daß es das Baby ebensowenig wie die mütterliche Brust ohne die vorherige Vereinigung des Paares gäbe (Hinweise zur geschlechterdifferenten Bion-Lektüre bei Weimer, 1997b).

Vorher möchte ich meinen Eindruck mitteilen, daß das Thema „Psychoanalyse und/als Organisation“ methodisch fast automatisch zu Bions Empfehlung des binokularen Sehens führt (1970), womit er die Fähigkeit meinte, die Bereiche des Wissens und des Nicht-Wissens gleichzeitig erleben zu können. Ich schlage in diesem Kontext vor, im Bereich des Nicht-Wissens zuerst und vor allem die Manifestationen des institutionell organisierten Unbewußten zu umfassen, und hier scheint mir die „negative capability“, von der Bion sprach als genereller Einstellung gegenüber dem Unbewußten, die angemessene Haltung zu sein. Die psychopathologische Etikettierung bei organisationsinternen Konflikten wird wohl in actu als so lustvoll erlebt, weil sie verführerisch geeignet ist, den psychischen Schmerz des Nicht-Wissens mit einem Schlag zu evakuieren. Als gelegentlicher Empfänger solcher Etikettierung habe ich mich denn auch immer initial beschämt erlebt - als Sender wohl andere beschämt und mich selbst situativ überlegen gefühlt.

Es ist eine Kunst, solches Nicht-Wissen sich zu bewahren - eine Kunst freilich, deren handwerkliche Aspekte wie in jeder Kunst durchaus lernbar wären!⁸ Eine Kunst vor allem deswegen, weil es einfach zu verführerisch ist, dieses Nicht-Wissen, möglichst „mit einem Schlag“ mittels einer wirklich gelungenen Formulierung zu evakuieren. I. Menzies Lyth (1988, 386) hat dies in aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen: „Wenn ich Gruppenberatungen⁹ durchführte, erlebte ich es häufig, daß ich die einzige

⁸ Wie änderte sich das psychoanalytische Theoriegebäude, bezöge es seine zentralen Metaphern nicht aus dem Militär (z.B. Abwehr, Widerstand, Besetzung, Containment), sondern aus der Kunst? Meltzers (1988) Betonung der zentralen Bedeutung des ästhetischen Konflikts legt einen solchen Paradigmenwechsel immerhin nahe; 1987 hatte Ellen Freeman Sharpe die Traumanalyse als eine ästhetische Theorie entfaltet; jüngst zitiert Michael B. Buchholz Cox und Teilgard (1996, 150, Fn), die ebenfalls die hier formulierte Frage stellen.

⁹ Die Verfasserin meint in diesem Kontext Gruppenberatungen im Rahmen von Organisationsberatungen.

Person im Raum war, die nicht wußte, was gerade vor sich ging. Die Gruppenmitglieder 'wußten', das heißt sie hatten die Unwissenheit fallengelassen.“ Ein Beispiel für die Vermeidung des Nicht-Wissens besteht in den Organisationsmythen. Ein solcher Mythos erzählt: „Früher war alles besser“. So hatte Adolf von Harnack, der große Kirchengeschichtler Ende des letzten Jahrhunderts, das berühmte Diktum geprägt: „Jesus verkündete das Reich Gottes, gekommen ist die Kirche“. Die kurze Geschichte der Psychoanalyse teilt allerdings diesen Ursprungsmythos mit der langen des Christentums. Beide begannen als Bewegung und wurden zur Organisation. Die Tragik des sozialen Erfolgs wird erlebt als Verlust des Ursprungs, wohin regressiv der Wunsch nach Unmittelbarkeit zurückverlegt wird. Davon leben, scheint mir, noch die zornigen Invektiven eines Johannes Cremerius gegen die Institutionalisierung der Psychoanalyse. Cremerius verortet den Ursprungsverlust im Jahre 1910 (1986; 1987; 1996), dem Gründungsjahr der IPV (und seine Argumentation erinnert mich stark an unsere verzweifelte Suche in der Spätzeit der Studentenbewegung nach einem institutionell nicht deformierten Marxismus, der etwa in Lenins Testament mit dessen Warnung vor Stalin festzumachen wäre; ich komme sogleich auf den Zusammenhang zwischen Institutionalisierungsprozessen und dem Tod zurück). Kirchensteuer wie Krankenkassenfinanzierung (bzw. was man seit Parin (1983) den Medicozentrismus der Psychoanalyse nennt - und dabei sprach Freud noch vom „Junktum zwischen Heilen und Forschen“ [1927a]) scheinen, so gesehen, durchaus geeignet, beiden Bewegungen den Garaus zu machen; eine Sichtweise, die mir ebenso sympathisch wie bequem erscheint, kann doch in ihr die Organisation als Behälter für Unbegriffenes fungieren. Wieder also die Aufgabe, orga-

nisationsspezifische Formen psychischer Abwehr zu beschreiben - und zwar Abwehr zuerst gegen das Erlebnis des Nicht-Wissens!

Ich füge hinzu: eine psychoanalytische Theorie von Organisationen müßte vielleicht ihren Ausgangspunkt beim Tod als einer der „Grundtatsachen des Lebens“ (Money-Kyrle, 1968; 1971) nehmen, wie dies der Historiker Franz Borkenau, übrigens unter Berufung auf Freud, bereits getan hat (Borkenau, 1984). Vielleicht hat ja nicht nur „der Gefühlskonflikt beim Tode geliebter und dabei doch auch fremder und gehaßter Personen die Forschung der Menschen entbunden“, wie Freud unter auffälliger Verwendung der Geburtsmetapher beim Todesthema schreibt (1915b, 346), sondern die sichere Aussicht auf den eigenen Tod läßt wohl auch eher auf die relative Gewißheit sozialer Organisationen als aufs Reich Gottes oder die Beständigkeit einer Bewegung setzen. Freud jedenfalls (zit. bei Wittenberger 1995, 199) begrüßte Ferenczis und Jones' Initiativen zur Schaffung einer psychoanalytischen Organisation im Hinblick auf die Zeit, „wenn ich nicht mehr da bin“. Im selben Brief vom 1.6.1912 an Jones schreibt Freud (zit. bei Wittenberger, a.a.O.): „Ich wage zu behaupten, daß es Leben und Sterben für mich einfacher machen würde, wenn ich von einer solchen Gemeinschaft (dem späteren „Geheimen Komitee“, M.W.) wüßte, die besteht, um über meine Schöpfung zu wachen.“ Organisationen, die man selbst gründet, mögen mithin dem eigenen Narzißmus eine notwendige Stütze sein. Freilich überleben sie einen auch, und ich bin versucht, manchen Zorn alter Männer in diesem Kontext zu verstehen. Humberto R. Maturana (1985, 293) schreibt ganz entsprechend über den Zusammenhang von Tod und Institutionalisierung: „Deshalb gibt es auch keine überflüssigen konstitutiven Bestandteile in ei-

nem sozialen System; geht nämlich ein Bestandteil verloren, so verändert sich das soziale System. Und daher befinden sich soziale Systeme schon deshalb in ständiger Veränderung, weil immer wieder einige ihrer Bestandteile sterben“ (Hervorhebung von mir, M.W.).

Um den hier angedeuteten Sachverhalt organisationstheoretisch zu verstehen, empfiehlt sich freilich erst einmal Buchingers Unterscheidung zwischen einfachen und komplexen Organisationen (Buchinger 1997, 56). Ein typisches Beispiel einer einfachen Organisation ist der patriarchal geführte Familienbetrieb. Aber man kann auch an die Mittwochsgesellschaft, das „Geheime Komitee“ oder an die Jüngergruppe um Jesus in der Darstellung der Evangelien denken. In den genannten Fällen dominiert noch die direkte Kommunikation der Organisationsmitglieder, und es können daher übrigens die familialistischen Grundmuster des Unbewußten hier noch einigermaßen zutreffend in der Selbstreflexion der Organisation Anwendung finden. So mag es für die Mittwochsgesellschaft noch angehen, Freuds „*Totem und Tabu*“ als verdeckte Organisationsanalyse zu lesen, wie es Erdheim getan hat (1995). Sobald aber die Organisation komplexer wird (also im Fall der Psychoanalyse spätestens mit der Gründung der IPV 1910), gerät dieses Deutungsmuster zu der eingangs beschriebenen „falschen Verknüpfung“. Und es ist organisationstheoretisch sehr interessant, zu sehen, wie in der Gründung und Praxis des „Geheimen Komitees“ (Wittenberger aa0) versucht wurde, Elemente der einfachen Organisation („Geheimes Komitee“) mit solchen der komplexen Organisation (IPV) zu verbinden, so daß sich deren Präsident C.G. Jung im konkreten Fall desavouiert sehen mußte (und auch sollte).

Meine Hauptaufgabe sehe ich darin, einige Elemente des Unbewußten in komplexen und selbstreflexiven (Schülein, 1978) Organisationen zu beschreiben, wobei psychoanalytische Institute nach Schüleins Vorschlag als Beispiel für eine selbstreflexive Organisation gelten können, insofern sie sich mit der „praktischen Genese, Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung von subjektiven und objektiven Sinnstrukturen“ (Schülein aa0, 60) beschäftigen.

Und eine letzte Vorbemerkung scheint mir noch erforderlich: Karl E. Weick (1995, 9) zitiert die wunderschöne Anekdote von Professor Bavelas: „Ein Professor namens Alex Bavelas spielt häufig mit anderen Professoren Golf. Eines Tages nahm er Partner zum Viererspiel mit zum Golfplatz, und sie begannen Strohhälmchen für die Wahl der Mitspieler zu ziehen. Er sagte: ‘Laßt uns das doch nach dem Spiel tun!’“ M. a. W.: sich auf organisatorische Prozesse einlassen, heißt immer das Risiko wählen. Das bedeutet für die Mitglieder von selbstreflexiven Organisationen, wie psychoanalytische Institute mit Schülein gesehen werden können, eine nicht unerhebliche zusätzliche Belastung, ist doch der psychoanalytische Beruf an sich bereits durchaus ausreichend risikobelastet. Aber ein wesentliches Merkmal von Organisationen besteht nach Weick (aa0, 14) nun einmal darin, nachträglich Geschichten zu erzählen, die ihren aktuellen Zustand legitimieren sollen mit dem Ziel der Risikominderung - und dieses Phänomen der nachträglichen Konstruktion eigener Geschichte ist aus dem psychoanalytischen Berufsalltag hinreichend bekannt. Patienten - also wir alle - schreiben so ihre Biographie. Deutlich ist dabei: das von Professor Bavelas vorgeschlagene Ver-

fahren verlangt die „negative capability“ als sozusagen narzißisches Antidot.

2. Psychoanalyse und Organisation - Methodologische Grundannahmen

2.1: Zur Theorie offener Systeme

Das am Tavistock-Institute-of-Human-Relations (im folgenden: TIHR) entwickelte Verfahren zur psychoanalytisch-systemischen Beratung von Organisationen (de Board, 1978; Colman, Bexton, 1975; Colman, Geller, 1985; Hirschhorn 1990; Lawrence, 1998; Menzies-Lyth 1988; dies., 1989; Rice 1965; Obholzer, Roberts, 1994) fußt in seinen psychoanalytischen Aspekten auf Wilfred Bions Modell der Gruppe (Bion, 1974, zu Bion: Bléandonu, 1974; Symington, 1996; Grinberg et al., 1975; Kennel, Reerink, 1997) Für Bions Modell ist bekanntlich die Unterscheidung zwischen den Ebenen der Arbeits- bzw. der Grundannahmengruppe konstitutiv. Faktisch können beide Ebenen nie voneinander isoliert werden; bei der Bionschen Unterscheidung handelt es sich um ein heuristisches Modell oder in Bions späterer epistemologischer Sprache: um eine Präkonzeption, die stets einer Realisierung in der je aktuellen Situation der Gruppe harrt. Während die Arbeitsgruppe sich vorrangig an ihrer konkreten Arbeitsaufgabe orientiert, entsteht die Grundannahmengruppe aus dem, was Bion das „proto-mentale System“ nennt, woraus später die Theorie der beta-Elemente werden wird. In diesem proto-mentalen System bildet die Gruppe bestimmte Grundannahmen heraus, die ge-

wissermaßen den affektiven Kitt der Gruppe bilden. Bion hat bekanntlich drei dieser Grundannahmen beschrieben: flight/fight, dependence, pairing. Ich komme gleich darauf zurück, möchte hier nur noch einmal ausdrücklich festhalten, daß Grundannahmen- und Arbeitsgruppe stets eine Einheit bilden, die man übrigens gut mit Hilfe des Modells &/% denken kann.

Gemäß der Theorie offener Systeme sieht man Organisationen als sozio-technische Systeme an, in denen Importe in einem Transformationsprozeß in Exporte verwandelt werden. Eine Werft beispielsweise erhält als technische Importe Stahl, Maschinen usw., dann aber natürlich auch Arbeitnehmer, die in einem Transformationsprozeß aus diesen technischen Importen als Export ein Schiff herstellen. Die Primäraufgabe der Werft läßt sich zunächst einmal relativ einfach als „Produktion von Schiffen“ bestimmen. Auf dieser Ebene einer rationalen Definition von Organisationen ist also die Theorie offener Systeme gut geeignet, den Modus der Arbeitsgruppe i.S. Bions näherhin zu beschreiben, geht es doch auf dieser Ebene, in psychoanalytischer Perspektive gesehen, um die bewußten Ziele der Organisation.

Methodologisch scheint mir freilich an diesem Ansatz wesentlich, daß er am „TIHR“ von Anfang an im Prozeß der Theorie-Praxis-Einheit, d.h. im Kontext von konkreten Beratungsprozessen sozialer Organisationen aus dem profit- und dem non-profit-Bereich entwickelt wurde. M.a.W.: auch die strikte Arbeitsteilung zwischen Forschern und Praktikern wurde im „TIHR“ von Anfang an als durchlässige Grenze gehandhabt. Naheliegend ist es, an die methodologisch ganz analoge Entwicklung psychoanalytischer Theoriebildung zu denken. In genau diesem Zusammenhang schrieb bekanntlich

Freud nicht ohne Stolz vom „Junktum zwischen Heilen und Forschen“ und fuhr fort, daß das „analytisches Verfahren (...) das einzige“ sei, „bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische Seelsorge treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben“ (Freud 1927a, 293)¹⁰. Gemäß der Basisannahme der offenen Grenzen von Systemen untersucht man am „TIHR“ „in erster Linie die Wechselbeziehung zwischen technischen und sozio-psychologischen Faktoren in Unternehmen (...), bezieht aber auch ökonomische und politische Faktoren ein“ (Lawrence, 1998, 49). Lawrence fährt fort (a.a.O.): „Die besondere Herausforderung des sozio-technischen Ansatzes besteht darin, die Bedeutung der Technik als determinierenden Faktor sozialer, politischer und anderer Beziehungen in Unternehmen in Frage zu stellen.“ Das zentrale erkenntnisleitende Interesse dieses Ansatzes besteht also darin, die Interrelationen zwischen den verschiedenen Faktoren zu beschreiben, die in einer sozialen Organisation wirksam sind (soziale, politische, technische, psychische und ökonomische Faktoren).¹¹

Deutlich also der Unterschied zur Luhmannschen Variante der Systemtheorie¹²! Ich will diesen Unterschied exemplarisch darstellen am Konzept der Autopoiesis, das dem radikalen Konstruktivismus entstammt und das Luh-

¹⁰ Daß Freud nicht ohne Grund hier den Seelsorgebegriff verwendet, zeige ich in einer Anwendung des „TIHR-Modell“ auf die Rolle des Seelsorgers (Weimer, 1998).

¹¹ Die Geschichte des „TIHR-Modells“ ist gut beschrieben bei de Board, a.a.O. Eric Trist hatte 1951 eine britische Bergbaufirma, 1958 eine indische Textilfirma untersucht und beraten. In beiden Fällen waren neue Technologien eingeführt worden, ohne daß, wie erwartet war, dadurch die Produktion gestiegen wäre. Trist kam in beiden Fällen zu dem Ergebnis, daß das Management lediglich die technischen Innovationen, nicht aber deren sozialpsychologischen Begleiterscheinungen bedacht hatte. Um seine Beobachtungen theoretisch zu fundieren, bediente er sich dann der Theorie offener System, wie sie von von Bertalanffy entwickelt worden war (s. u.), und verband diese mit psychoanalytischen Annahmen.

¹² Übrigens auch wahrscheinlich auch methodologisch: meines Wissens ist Luhmann nie in Beratungsprozessen von Organisationen involviert gewesen.

mann von dort in seine Variante der Systemtheorie übernommen hat (Luhmann 1990, 46).

Der radikale Konstruktivismus spielt auf höchst unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern ein erkenntnistheoretisches Paradigma durch, dessen Basisannahme darin besteht, daß wir die Wirklichkeit, in welcher Form auch immer, kognitiv konstruieren¹³. Der Begriff der Autopoiesis nun stammt von den chilenischen Biologen und Neurophysiologen Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela (Kneer, Nassehi aa0, 47ff; Schmidt, 1987). Autopoiesis ist ein Kunstwort, das Maturana und Varela aus den beiden griechischen Wörtern autos (= selbst) und poiein (= machen) zusammengesetzt haben. Das mit diesem Kunstwort verbundene Konzept hat sich in der Theorie des radikalen Konstruktivismus zu einem Basiskonzept entwickelt. Gemeint ist damit eine grundlegende Funktion aller lebenden Systeme. „Alle Lebewesen, aber auch nur sie, sind autopoietisch organisiert“, fassen Kneer und Nassehi bündig zusammen (a.a.O., 49). Maturana (1982, 52; zit. bei Schmidt, a.a.O., 23): „Ein lebendes System ist aufgrund seiner zirkulären Organisation ein induktives System und funktioniert in prognostizierender Weise; was einmal geschehen ist, ereignet sich wieder. Seine Organisation (die genetische wie die sonstige) ist konservativ und wiederholt nur das, was funktioniert.“

Maturana freilich unterscheidet zwischen biologischen und sozialen Systemen und vertritt die Auffassung, das Autopoiesis-Konzept könne auf soziale

¹³ Kognitiv konstruieren heißt nicht: bewußtermaßen konstruieren; Buchholz (1996, 45) spricht vielmehr an dieser Stelle metapsychologisch vom „operationalen Unbewußten“, wobei es sich um „binäre Zentren“ handele, „die einen Diskurs generieren“. Psychoanalyseimmanent wäre ein solches Zentrum die dynamische Wechselbeziehung bewußt - unbewußt. Die Grundannahmen des Konstruktivismus spielen zunehmend auch im psychoanalytischen Diskurs eine wichtige Rolle; vgl. Buchholz, 1996; Kimmerle 1998.

Zusammenhänge nicht übertragen werden (Kneer, Nassehi, a.a.O., 55). Genau diese Differenzierung macht nun Luhmann nicht mit. „Als autopoietisch wollen wir Systeme bezeichnen, die die Elemente, aus denen sie bestehen, durch die Elemente, aus denen sie bestehen, selbst produzieren und reproduzieren... Es gibt weder Input von Einheit in das System, noch Output von Einheit aus dem System“ (Luhmann 1985, 403; zit. bei Kneer, Nassehi, a.a.O., 59). Soziale Systeme bilden nach Luhmann geschlossen operierende Einheiten, die - und das ist in diesem Zusammenhang entscheidend - ihrerseits nicht auf andere Systeme zurückgeführt werden können, beispielsweise auch nicht auf unbewusste Prozesse in den Individuen, die in dem sozialen System interagieren. Kneer und Nassehi (1993, 73) kommentieren in diesem Zusammenhang, und zwar jetzt bezogen auf die Unterscheidung von personalen und sozialen Systemen, die ja auch Buchinger zugrunde legt: „Das Bewußtsein denkt und kommuniziert nicht. Soziales kann also nur durch Soziales und nicht durch Psychisches (...) erklärt werden.“¹⁴ Hier also haben wir eine Realisierung des Modells der Autopoiesis im Denken über soziale Systeme! Unbewusste Phantasien können in dieser Theorie sozialer Systeme darum nicht als einer unter mehreren Importe in eine soziale Organisation gedacht werden. Denn sie entstammen ja einem anderen, als geschlossen und selbstbezogen gedachten sozialen System. Das scheint mir der erkenntnistheoretische Hintergrund von Buchingers zentraler These: „Man kann die psychoanalytische Institution und ihre Organisation mit den Mitteln der Psychoanalyse nicht ausreichend verstehen“.

¹⁴ Selbstverständlich geht es allerdings natürlich auch im Modell einer Theorie offener Systeme nicht um monokausale Begründungen sozialer Phänomene durch unbewusste Ursachen, sehr wohl aber darum, daß unbewusste Phantasien zusammen mit anderen Faktoren determinierend das System beeinflussen.

Wilfred Bion hat schon 1976 in einem Interview (Bion, 1976; zit. bei Lawrence, 1998, 48) ebendiese Abgeschlossenheit eines sozialen Systems als eine Form der sozialen Abwehr beschrieben: „Während die Menschen sich entwickeln und wachsen, tendieren die Institutionen (Gesellschaften, Nationen, Staaten usw.) dazu, sich zu verselbständigen, indem sie Gesetze erlassen. Dabei bilden die ursprünglichen Gesetze eine Art Schale, die durch neue Gesetze verhärtet wird. Wenn es sich dabei um ein Gefängnis handelt, sollte man annehmen, daß die Wände auf irgendeine Art elastisch wären. In dem Maße wie Organisationen diese Elastizität jedoch nicht erlauben, verhärtet diese Schale und verhindert Veränderungen; die Organisation schließt sich selbst ein“ (Hervorhebung von mir, M.W.).

Psychische Abwehr richtet sich Bion zufolge stets gegen das mit psychischem Schmerz (Joseph 1976) verbundene „learning from experience“. Die Aufgabe des Erfahrungslernens wird in sozialen Systemen spätestens dann schmerzhaft gefühlt, wenn sich deren Umwelt ändert¹⁵. Das Erfahrungslernen sozialer Organisation bildet den Kernpunkt des Interesses im „TIHR-Modell“¹⁶. Interessanterweise spielt diese Frage des Erfahrungslernens von Organisationen auch andernorts in der Management-Literatur inzwischen eine wichtige Rolle (Baecker, 1994, 50ff).

Die Bedeutung dessen für die Supervision will ich an einer kleinen Fallvignette zeigen. Es handelt sich um die Sitzung einer Supervisionsgruppe für TheologInnen. Eine Kollegin, die im ländlichen Raum Gemeindepastorin ist, erzählt von ihren Problemen mit der Gemeindepastorin. Wo früher eine enge, vertrauensvolle

¹⁵ Beispiele: in der kassenfinanzierten Psychoanalyse die Streichung der 4. Stunde; in den beiden Großkirchen das Schwinden des Kirchensteuereinkommens.

¹⁶ Ich setze „TIHR-Modell“ in Parenthese, weil ich argwöhne, daß die in diesem Kontext mir unvermeidlich erscheinende Systematisierung den Interessen der AutorInnen des „Tavistock-Institute“ nicht entspricht.

Kooperation bestand, herrschen heute Entfremdung und schier unüberwindliche Terminprobleme, was dazu führt, daß die Kollegin nicht mehr oder viel zu spät von kranken Gemeindegliedern erfährt. So sieht die Kollegin einen ihr sehr wichtigen Teil ihrer bisherigen Seelsorgepraxis ernsthaft bedroht. Zwischen Tür und Angel macht sie der Gemeindegliederschwester Vorwürfe - die Antwort sind Tränen und das Wort „Streß“. Die anderen Gruppenmitglieder erzählen von ganz ähnlichen Problemen in ihren Gemeinden. Nach und nach schälen sich die systemischen Hintergründe der Problematik heraus. Mit der Einführung der Pflegeversicherung werden die einzelnen Pflegeleistungen detailliert abgerechnet (die Trägerschaft ist im konkreten Fall an einen Verein übergegangen, in dem die Kirchengemeinde Mitglied ist). Damit müssen die Schwestern nun ihre Arbeit vollkommen neu organisieren. Jede einzelne pflegerische Leistung wird taylorisiert, etwa so wie jede Reparaturleistung am Auto in einer Kfz-Werkstatt. Der Pastorin wird damit eine ihrer wesentlichen Informationsquellen für ihre gemeindliche Seelsorge entzogen, denn für Gespräche mit den PatientInnen bleibt der Gemeindegliederschwester ebensowenig Zeit wie für Informationen aus diesen Gesprächen an die Pastorin. Beides wird ja vom tayloristischen System nicht erfaßt! Allein Gespräche bleiben von der Klientel erwünscht, und selbstverständlich sieht auch das Pflegepersonal deren Notwendigkeit ein. Konkret taucht damit in der beruflichen Praxis der Gemeindegliederschwester die Frage auf, ob und wie Seelsorge vielleicht doch abrechenbar sei. Unter welche Kategorie ließe sich ein „Vaterunser“ am Krankenbett subsumieren? Religion, nach Auffassung von Georges Bataille (Bischof, 1984) traditionell ein System organisierter Verschwendung im Gegensatz zum zweckrational gestalteten System von Arbeit, wird damit also tendenziell operationalisiert. Verschwindet sie, wenn sie sich dem verweigert? Konkret: Sollen die Kirchen, soll diese konkrete Kirchengemeinde den Bereich der Hauspflege aus ihrer Trägerschaft entlassen? Das war die Frage der Kollegin an die Supervisionsgruppe¹⁷. Diese zunächst sozio-technische Frage ist nun allerdings mit tiefen Vernichtungsängsten amalgamiert, denn die Hauptangst ist ja, daß Kirche „verschwindet“, wenn sie dieser Ökonomisierung des Sozialen sich verweigert.

Deutlich wird daran: die Entwicklungen in der „reflexiven Moderne“ (U. Beck) lassen sich jedenfalls auch als eine zunehmende Interferenz zwischen bisher voneinander getrennt gehaltenen Systemen beschreiben. Dem kann

¹⁷ Dieselben sozio-technischen Probleme kennen PsychoanalytikerInnen in Deutschland seit Einführung der Kassenfinanzierung der psychoanalytischen Behandlung, besonders seit der Debatte um die 4. Stunde.

auf der Theorieebene nur ein Modell entsprechen, daß diese Interferenzen nachzuzeichnen in der Lage ist, was m.E. im „TIHR-Modell“ geleistet wird.

Diesen Gedanken der zunehmenden Interferenz sozialer Systeme und der in ihnen enthaltenen Rollen hat Larry Hirschhorn eingehender beschrieben (1988, 201ff). Hirschhorn geht von der kleinianischen Annahme aus, daß Arbeit, in psychoanalytischer Perspektive gesehen, der Wiedergutmachung diene. „Wir müssen arbeiten, um den Schaden zu reparieren, den wir durch Spaltung unserer Liebes- und Haßgefühle angerichtet haben. Wir müssen etwas schaffen, das für andere wertvoll ist“ (a.a.O., 206). Die sozio-technische Entwicklung der modernen Industriegesellschaften mit den in ihnen arbeitenden Firmen führt nun konsequenterweise über die Entwicklung der Mikro-Elektronik zu einer zunehmenden Vernetzung von bisher voneinander getrennten Rollen und Systemen. Die höchst komplexen „links“ zwischen den einzelnen Rollenträgern und den sie umgebenden Systemen in einer sozialen Organisation werden so bewußter erlebbar. KollegInnen, andere Abteilungen, schließlich auch andere Firmen können daher nicht mehr einfach als funktionale Partialobjekte imaginiert werden, was aufgrund der Arbeitsteilung in der industriellen Kultur strukturell befördert worden war. War das System der industriellen Kultur nämlich durch strikte Arbeitsteilung, damit durch relativ undurchlässige Grenzen zwischen einzelnen Systemen in einem Unternehmen gekennzeichnet („Schuster, bleib’ bei deinem Leisten“), so bedeutete dies in psychodynamischer Hinsicht, daß die Erfahrung der Wiedergutmachung in sozialen Rollen damit außerordentlich erschwert wurde (Hirschhorn, a.a.O., 234f). „Auf diese Weise behinderte die industrielle Kultur die Psychodynamik der Wiedergutmachung. Es handelt sich dabei

um das psychodynamische Äquivalent zu dem, was Marx als Entfremdung in der bürgerlichen Gesellschaft beschrieben hatte“ (a.a.O.). Hirschhorn entwirft auf diesem Hintergrund das mich faszinierende Modell einer reparativen Organisation¹⁸ (a.a.O., 217ff) und notiert gleichsam beiläufig, was sich wie ein knapper Kommentar zur Autopoiesis-Annahme in sozialen Organisationen liest: „In einer narzißtischen Organisation nehmen deren Mitglieder an, die Organisation sei aus sich selbst heraus rational. Anstatt sich auf die Werte zu konzentrieren, die sie für andere produzieren, stellen sich Manager und Arbeiter vor, daß die von ihnen unterstellte Großartigkeit ihrer Firma deren Existenz und deren Anspruch auf Ressourcen rechtfertige. Sie verlieren den Blick für ihre weiterreichenden Funktionen und Zwecke“ (a.a.O., 218).

W. Gordon Lawrence hat ebenfalls erst jüngst in einer Veröffentlichung bündig die eben dargestellte Basisannahme einer autopoietischen Organisation sozialer Systeme kritisiert (1998, 43): „In gewisser Weise haben die vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Methoden den Mythos der Spaltung zwischen dem Individuum und der Gesellschaft legitimiert.“ Lawrence bezieht sich, wie alle AutorInnen des „TIHR“ auf die Theorie offener Systeme, wie sie zuerst von dem Zoophysologen Ludwig von Bertalanffy entwickelt wurde (v. Bertalanffy 1951, 1956). Ein offenes System ist nach von Bertalanffy durch den ständigen Transformationsprozeß von Importen in Exporte gekennzeichnet (als Einführung: Kneer, Nassehi aa0, 17ff). Eine erste

¹⁸ Nach Abklingen der Faszination stellt sich freilich folgender kritischer Gedanke ein: Zielt nicht die postindustrielle Kultur auf ein System universeller Gleichzeitigkeit (Nowotny, 1989)? Und müssen wir nicht psychoanalytisch sehen, daß die Fähigkeit zu Schuldgefühlen und folgender Wiedergutmachung zur Voraussetzung hat, daß Zeiterleben möglich ist (ich habe in der Vergangenheit einem geliebten Menschen etwas angetan und sinne darauf, diesen Schaden zukünftig wiedergutmachen zu können)?

pragmatische Frage lautet also: in welchen Situationen nehmen Menschen eine bestimmte Organisation in Anspruch (Importe)? Zweitens schließt sich daran an die Frage nach den Exporten der Organisation, also: Wie sollen Menschen die Organisation wieder verlassen? Der Transformationsprozeß zwischen Importen und Exporten markiert nun den Raum der Arbeitsgruppe i.S. Bions. E. J. Miller und A. K. Rice haben auf der Grundlage des Bionschen Gruppenmodells das Konzept der Primäraufgabe der Organisation entwickelt (Miller, Rice 1975, in: Colman, Bexton 1975). Bevor ich auf diesen zentralen Begriff näher eingehe, möchte ich noch einmal betonen: wir haben es also hier mit einer Systemtheorie zu tun, deren Aufmerksamkeit sich zentral auf die Austauschprozesse zwischen einem System und seiner Umwelt richtet, und Verbindungen zur kleinianischen Psychoanalyse sind so schon ganz naheliegend. Denn dort wird der Prozeß der Subjektkonstitution bekanntermaßen als ebensolcher ständiger psychischer Oszillationsprozeß zwischen dem Subjekt und seinen Objekten beschrieben (vgl. Isaacs, 1952) und die Validierung von klinischen Fakten ausdrücklich an die jeweils hochspezifische Interaktion beider Beziehungspartner in der analytischen Situation gebunden (Britton, Steiner, 1994).

Nun zum Begriff „Primäraufgabe“! Arbeitsstörungen nehmen in Organisationen immer dann endemisch zu, wenn die Mitglieder der Organisation nicht mehr deren Primäraufgabe formulieren können (konkret ist dies eine der vorrangigen Aufgaben des Managements oder in Bions Sprache: des

„establishments“¹⁹). Um das Problem kurz im Hinblick auf die ev. Kirche anzudeuten: Solange das religiöse Monopol der beiden Großkirchen in der alten Bundesrepublik nicht in Frage stand, konnten beide Kirchen mit einer unklaren Primäraufgabe schlecht und recht auskommen. Im Zweifel zitierte man im protestantischen Raum die Confessio Augustana: „das Evangelium rein verkünden und die Sakramente lauter verwalten“. Mit dieser kaum operationalisierbaren Formulierung konnte die faktische Konkurrenz verschiedener Primäraufgaben in der ev. Kirche lange Zeit verdeckt bleiben, also die verkündende, lehrende, diakonische oder seelsorgerliche Aufgabe (Weimer 1998).

Analoge Probleme kennt freilich auch die Psychoanalyse als Organisation. Wenn Freud (1933a, 168f) schreibt: „Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres Wahrheitsgehaltes...“, so deutet sich damit eine Paradoxie in der Primäraufgabe angewandter Psychoanalyse an, und diese Diskussion zwischen der Psychoanalyse als Therapie bzw. als Kulturtheorie spielt bekanntlich bis heute eine konfliktreiche Rolle. M. E. spielt nun diese Paradoxie ganz im Sinne eines unbewußt gehaltenen Konfliktes eine nachgerade determinierende Rolle bei den organisationsinternen Konflikten in psychoanalytischen Systemen! Soziotechnisch gesehen, sind praktizierende PsychoanalytikerInnen in Deutschland weit überwiegend an das System der Kassenfinanzierung der psychoanalytischen Therapie gebunden.

¹⁹ P. Hoggett (1997) hat Bions „establishment“ als Agentur des Todestriebes beschrieben, insofern es dem Erfahrungslernen sich widersetze. Mir erscheint dieser Gedanke ebenso berechtigt wie einseitig. Nach meinem Verständnis meint Bion mit seinem Begriff in „*Attention and Interpretation*“ (1970) eine soziale Realisierung des &; er beschreibt dort in mehreren Beispielen die dialektische Wechselbeziehung zwischen „establishment“ und „messianic thought“ = &/%.

Wie können sie den Konflikt mit den Freudschen Bestimmungen der psychoanalytischen Primäraufgabe, die weit über den Bereich der Therapie hinausgehen, produktiv gestalten? Und was bedeutet es für ihre Praxis, wenn die „endgültige Ablagerung (der Psychoanalyse, M.W.) im Lehrbuch der Psychiatrie“ (Freud, 1926e, 338) - heute wohl eher im Lehrbuch der Psychosomatik - seelische Phänomene derart metaphorisiert, daß sie mit Krankheitsbegriffen kompatibel werden sollen, die aber doch nie bruchlos von PsychoanalytikerInnen benutzt werden können²⁰?

Ich belasse es bei diesen Fragen, weil mein Thema nicht die Praxis des einzelnen Psychoanalytikers, sondern die der psychoanalytischen Institute ist. Auch lasse ich nun die spezifischen Schwierigkeiten bei der Formulierung der Primäraufgabe in psychosozialen Organisationen außer Betracht (Menzi- es-Lyth 1988; Obholzer, Roberts 1994) und übernehme als Formulierung der Primäraufgabe eines psychoanalytischen Instituts Buchingers zunächst einleuchtenden Vorschlag: „die qualifizierte Pflege, Bestandssicherung und Weiterentwicklung der Psychoanalyse“ (Buchinger 1993, 32). Das also wäre eine Formulierung für die Arbeitsaufgabe eines psychoanalytischen Instituts - wohl gemerkt, jetzt nur als Arbeitsgruppe i.S. Bions gesehen! Und diese Formulierung gibt immer noch Anlaß zu ausreichender Diskussion; man nehme nur das leidige Problem der Laienanalyse, das aber ja bekanntlich seinerseits nur verdeckt, daß die therapeutische Anwendung der Psychoanalyse „nur eine ihrer Anwendungen“ ist, und - wie Freud hinzufügt (1926e, 284) - vielleicht „nicht die wichtigste“. -

²⁰ Freud erklärte in seinem Spätwerk (Freud, 1940a, 127) die Differenzen zwischen Gesundheit und Krankheit zu „Fragen der Konvention“.

Bevor ich diesen systemischen Teil verlasse, will ich wenigstens drei weitere Konzepte noch andeuten:

Das Konzept der Grenze; nach der präzisen Formulierung Larry Hirschhorns (1988, 31) ist die Grenze einer Organisation „der Ort, an dem Unsicherheit in Information und Entscheidung verwandelt wird“. PsychoanalytikerInnen kennen aus der Situation der Behandlung diesen Gedanken nur zu gut, wo die Grenzen des Settings eben jenen Transformationsprozeß absichern. Entsprechendes gilt für die Grenzen von Organisationen und den in ihnen enthaltenen Rollen, wobei es wieder - im Unterschied zur Luhmannschen Variante der Systemtheorie - zur Theorie offener Systeme wesentlich gehört, daß diese Grenzen durchlässig sein müssen. Esther Bick (1968) und Didier Anzieu (1985) haben dieses Modell in bezug auf die Funktion der Haut eindringlich beschrieben. Zum Verständnis aber spezifisch organisatorischer Prozesse scheint mit Hirschhorns Beobachtung (a.a.O., 38) wichtig, daß bei einem Ansteigen arbeitsbedingter Ängste Organisationen dazu tendieren, sich von der Grenze zurückzuziehen und damit den Kontakt mit der Umwelt zu minimieren - dann allerdings werden sie autopoietisch! Psychoanalyseintern spielt dieser Sachverhalt schon früh bekanntlich bei der Frage der Laienanalyse eine Rolle; in religiösen Systemen entspricht dem die Tendenz zum ideologischen oder zum strukturellen Fundamentalismus. Kernberg (1998) beschreibt nicht ohne Sarkasmus dieses Phänomen der Grenzverstärkung - mit der damit stets verbundenen Kreativitätshemmung - als ein strukturelles Problem psychoanalytischer Institute. Sein Sarkasmus verweist auf die Schärfe des Problems - ohne es freilich zu lösen. Erforderlich scheint mir ein Nachdenken darüber, warum die von Kernberg scharf benannten Phäno-

mene eines strukturellen Fundamentalismus in psychoanalytischen Instituten bestehen. Wovon entlasten sie? Welche strukturellen Risiken, die sich als individuelle Ängste manifestieren, sollen mittels dieses strukturellen Fundamentalismus der rigiden Grenzverstärkung gebannt werden? An dieser Stelle liegt mein Interesse.

Eng mit dem Konzept der Grenze verbunden ist das der Rolle, speziell das des „Management of self in role“ (Lawrence, 1998; Hirschhorn, aa0). Auch dies Konzept ist PsychoanalytikerInnen aus der Behandlungssituation nur zu vertraut; die analytische Erfahrung lehrt ebenso, daß wir - sehr im Unterschied zur Alltagsannahme - Kontakt verlieren, sobald wir unsere Rolle verlassen, wie auch, daß wir immer dann zum Verlassen der Rolle neigen, wenn Angst übermächtig wird. Aber um diese Bemerkung noch einmal anzuschließen: Buchinger (1993) erwähnt offenkundig zurecht die Tendenz von AnalytikerInnen, die Grenze zwischen ihrer Rolle im Behandlungszimmer und ihrer Rolle bei organisationsspezifischen Konflikten im Institut zu überschreiten, indem sie „wild“, nämlich außerhalb des Behandlungszimmers, deuten. Die psychoanalytische Ausbildung lehrt offenbar vorzüglich das „management of self in role“ im Behandlungszimmer und schlecht bis gar nicht dieselbe Fähigkeit in bezug auf die Rollen im Institut. In diesem Zusammenhang scheint mir Lawrences Betonung wichtig, wonach der Kernpunkt der Fähigkeit zum Selbstmanagement in Rollen darin besteht, Verantwortung für das System als Ganzes, mithin „dem System gegenüber eine Ich-Funktion (zu, M.W.) übernehmen“ (Lawrence, a.a.O., 52). Die Suchfrage in bezug auf psychoanalytische Institute lautet also in diesem Kontext: Wie managen sich PsychoanalytikerInnen in ihrer Rolle als Institutsmitglieder?

Deutlich ist: mit einer solchen Einstellung wird die Perspektive geändert. Es reicht nicht aus, sarkastisch brillant die Mängel einer solchen sozialen Organisation zu brandmarken. Kernbergs Sarkasmus liest sich in dieser Perspektive wie ein verzweifelter Ausdruck der mangelnden Fähigkeit zum Selbstmanagement in der Rolle von Institutsmitgliedern. Aber warum ist das so? Ich schlage vor, es zunächst einfach als Ausdruck des Mangels an einer sozio-technischen Perspektive auf psychoanalytische Institute zu verstehen.

Ich verlasse damit die insgesamt immer noch aphoristische Darstellung der Theorie offener Systeme mit einer Bemerkung von James Mosse, der anführt, das Werkzeug dieser Theorie helfe einem bei der Erstellung einer präzisen, zweidimensionalen Blaupause, nicht aber bei der Gewinnung eines dreidimensionalen Arbeitsmodells (Mosse in: Obholzer, Roberts 1994, 6). Da klingt das postkleinianische Modell eines dreidimensionalen Denkens an, wie es Meltzer und Britton entwickelt haben (Meltzer 1975; Lazar 1988; Britton 1989), und das führt uns innerhalb unseres Themas zu den psychoanalytischen Beiträgen, die nun allerdings vorzugsweise aus dem kleinianischen Raum stammen.

2.2: Psychoanalytische Beiträge

Wieder muß ich mich auf eine grobe Skizze beschränken. Die Notwendigkeit einer psychoanalytischen Perspektive auf Organisationsprozesse entsteht aus der alltagspraktischen Behauptung von deren prinzipieller Rationalität. Denn daß unbewußte Faktoren die Arbeitsprozesse etwa in einer Bank (Hirschhorn 1990, 164ff), bei der NASA (Hirschhorn, a.a.O., 187ff) oder in

der Londoner Feuerwehr (Menzies-Lyth 1989) bestimmen, widerspricht zunächst einmal der Alltagsannahme von der Rationalität organisatorischer Prozesse. Diese Alltagsannahme freilich ist ihrerseits Produkt einer wissenschaftlichen Tradition, im deutschen Sprachraum hat hier sicher Max Webers Institutionenbegriff (Weber, 1922) strukturbildende gewirkt. Daß freilich soziale Organisationen in ihrem praktischen Handeln auch von unbewußten Motiven gesteuert werden, läßt in Deutschland sich an der Tradition des 9. November gut ablesen.

Der psychoanalytische „vertex“ in bezug auf Organisationsprozesse ist genau wie in der Einzelbehandlung an der Grenze zwischen bewußten und unbewußten Phänomenen situiert, wie überhaupt die zentralen Begriffe der Psychoanalyse „Grenzbegriffe“ sind - so Freud über den Triebbegriff (Freud, 1915c, 214). Der Ort des Psychoanalytikers ist, um Freuds Begriff aus dem „Entwurf“ von 1895 (Freud, 1950) aufzunehmen, den Bion (1962) dann ja wieder benutzt hat, die „Kontaktschranke“ zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten. So kommen zuerst institutionelle Formen psychischer Abwehr in den Blick (vgl. auch Mentzos, 1976). Sie richten sich immer gegen die Arbeit an der Primäraufgabe und dienen also der Verminderung derjenigen Ängste dienen, die mit der Primäraufgabe notwendig verbunden sind. Das ist der zentrale Aspekt in der ersten kleinianischen Arbeit zu unserem Thema: E. Jacques „*Social Systems as a defence against persecutory and depressive Anxiety*“ (1955). Jacques Kernthese läßt sich als eine psychoanalytische Validierung dessen lesen, was man in der Theorie offener Systeme unter dem Import in ein System versteht. Menschen benutzen Organisationen prinzipiell als Behälter für Ängste, und zwar sowohl Menschen inner-

halb wie außerhalb der Organisation. Ganz deutlich läßt sich dies in der frühen Organisationsgeschichte der Psychoanalyse sehen (Wittenberger, a.a.O.), wo Freuds Angst vor der Zerstörung der Psychoanalyse in Verbindung mit seiner eigenen Auseinandersetzung mit dem Tod organisationsbildend wirkte. Die Spaltungen von Jung und Adler lassen sich auf diesem Hintergrund verstehen (Bokanowski, 1995; Devescovi, 1995; Pines, 1995), ebenso wohl auch die Londoner „Kontroversen Diskussionen“ (King, Steiner, 1991), wobei Malcolm Pines es für eine der organisationstheoretisch bedeutsamsten Errungenschaften von Kleins Entdeckung der depressiven Position hält, daß diese „Kontroversen Diskussionen“ eben nicht zu einer weiteren Spaltung geführt haben (a.a.O.).

Nun handelt es sich bei den Ängsten, als deren Behälter Organisationen fungieren, um die vor allem von Klein beschriebenen primitiven Ängste. So kann man z.B. in psychosozialen Organisationen regelmäßig die gegen persekutorische und depressive Ängste errichteten Spaltungsprozesse beobachten zwischen den therapeutischen und sozialpädagogischen Systemen einerseits und dem Verwaltungssystem andererseits. Es ist für den Supervisor in einer solchen Einrichtung - ich beziehe mich auf jahrelange Erfahrungen als Teamsupervisor in einer psychiatrischen Klinik - ungeheuer verführerisch, sich da einzuschwingen, zumal wenn die Verwaltung das Budget für Supervision ohne Vorankündigung kürzt oder gar streicht. Ebenso lassen sich in psychosozialen Organisationen die nämlichen Spaltungsprozesse zwischen der Klienten-/Patientengruppe einerseits, der Mitarbeiterschaft andererseits beobachten. In concreto fungieren diese Spaltungsprozesse meist als maligne Form der projektiven Identifikation. Technisch macht es oftmals

Sinn, die jeweilige Klienten-/Patientengruppe als Sender und die Professionellengruppe als Empfänger der projektiven Identifikation zu betrachten. Andererseits können die verschiedenen Arbeitssysteme als Generatoren projektiver Identifikationen vor allem dann fungieren, wenn sie sich über die Primäraufgabe ihrer Organisation nicht im klaren sind. Dies spielt nach meinen Supervisionserfahrungen v.a. in Kirchengemeinden regelmäßig eine dominante Rolle, wo es ja eine notorische Unklarheit diesbezüglich gibt. Aber generell scheinen in psychosozialen Organisationen die Verwaltungssysteme sich hervorragend zur Empfängerrolle von projektiven Identifikationen der MitarbeiterInnen zu eignen.

Bions Theorie der Grundannahmen bildet nach Larry Hirschhorn nun eine der drei grundlegenden Formen institutioneller Abwehr, und sie sei daher zuerst grob zusammengefaßt erwähnt:

- In der Grundannahme „dependence“ erleben sich die Mitglieder einer Organisation abhängig z.B. vom Leiter oder von materieller Zuwendung (Krankenkassen, Kirchensteuer...), und zwar eben in einer Weise, die ihre Arbeit an der Primäraufgabe verhindert. Bion sieht in der Kirche eine Organisation, die von dieser Grundannahme stark bestimmt ist. Ich füge aber hier schon die Frage an, ob die Organisation der Lehranalyse an den psychoanalytischen Instituten nicht möglicherweise als Generator von Abhängigkeit verstanden werden kann, wie es seit Balints früher Arbeit (1947) ja immer wieder beklagt worden ist. Vielleicht können wir auch die ritualisierten Freud-Zitate (auch in meinem Text) als Symptom dieser

Grundannahme verstehen, die also als Abwehr der Angst fungiert, sich Kritik auszusetzen? So scheint es mir.

- In der Grundannahme „fight/flight“ erleben sich die Mitglieder einer Organisation im Kampf gegen einen inneren oder äußeren Feind. Die Arbeit an der Primäraufgabe wird durch dominante Abwehrformen wie v.a. die projektive Identifikation behindert. Eine soziale Organisation, die von dieser Grundannahme stark bestimmt ist, ist Bion zufolge das Militär, aber man könnte beispielsweise auch an Selbsthilfegruppen vor allem in der Suchtkrankenhilfe denken (hier v.a. die „Anonymen Alkoholiker“), ebenso natürlich an religiös-fundamentalistische Gruppen. Wieder frage ich, ob die fast lückenlose Selbstbeschränkung der Psychoanalyse auf den medizinisch-therapeutischen Bereich in Deutschland nicht als ein Symptom dieser Grundannahme verstanden werden kann. Eine psychohistorische Analyse, die sich auf das von Wittenberger (aa0) gesammelte Material beziehen könnte, könnte uns vielleicht helfen, die Adaption der Psychoanalyse an die Psychiatrie zwischen 1918 und 1924, also ihr „Verschlucktwerden“ von der Medizin nach US-amerikanischem Modell, ihre „Ablagerung im Lehrbuch der Psychiatrie“, wie Freud 1926 (aa0) es nannte - und man müßte heute im Hinblick auf die deutsche Situation wohl hinzufügen: im Lehrbuch der Psychosomatik -, auch als Reflex auf den Antisemitismus zu verstehen. „Kampf/Flucht“, lange vor den Reaktionen am Berliner Institut unter der Nazi-Diktatur - nämlich der Versuch der Sicherung einer Organisation, deren Inhalt, wie jüngst Blumen-

berg (1997) überzeugend wieder gezeigt hat, die Manifestation jüdischer Kultur schlechthin in der Moderne ist. Angesichts des Antisemitismus wurde die organisierte Psychoanalyse zuerst autopoietisch!

- Schließlich erleben sich die Mitglieder einer Organisation in der Grundannahme „pairing“ vom Affekt der Hoffnung getragen, ein Paar innerhalb oder außerhalb der Organisation werde eine Idee entwickeln, die alle gegenwärtigen Schwierigkeiten mit einem Schlag lösen werde. Bion sieht die Aristokratie von dieser Grundannahme bestimmt, und die dramatischen Vorgänge um den Tod von Lady Diana haben vielleicht davon etwas vermitteln können. In meiner persönlichen Erinnerung war die Studentenbewegung, so wie ich sie miterlebt habe, ebenso stark von dieser Grundannahme geprägt. Aber wieder könnte man fragen, ob nicht die Praxis der Psychoanalyse mit ihren exklusiven Paarbildungen (Patient-Analytiker, Analytiker-Lehranalytiker, Analytiker-Kontrollanalytiker) ein Symptom dieser Grundannahme darstellt. So sieht es Eisold (aa0) und fragt: „Kann eine Institution, die in ihrem Wesen aus höchst intensiven Paarbeziehungen besteht, sich nicht bedroht fühlen von diesen Paaren?“ (aa0, 791) Ich füge hinzu: müssen wir nicht die verbreitete Idealisierung der Psychoanalyse (cf. Pollak, 1989) als Symptom dieser Grundannahme „Paarbildung“ verstehen?

Nach Bions (1961, 27f) mir genial erscheinender Beobachtung wählt eine von einer dieser Grundannahmen beherrschte Organisation immer dasjenige

Mitglied zum Leiter, das am ehesten geeignet erscheint, auf der Grundanahmenebene als Rezipient der projektiven Identifikationen der Organisationsmitglieder zu fungieren. Das führt m.E. prinzipiell zu der Notwendigkeit, terminologisch zwischen Macht und Leitung unterscheiden zu müssen. Mit „Macht“ sollte man die Leitungsfunktion in der Perspektive der Grundannahmengruppe bezeichnen, wohingegen „Leitung“ die Führungsrolle meint in der Arbeitsgruppe, die imstande ist, sich an ihrer definierten Primäraufgabe zu orientieren.

Nun bilden die Bionschen Grundannahmen eine von mehreren Formen der psychischen Abwehr in Organisationen²¹. Larry Hirschhorn (aa0, 57ff) nennt zwei weitere Abwehrformen:

- Die verdeckte Koalition, womit er die familialistische Interpretation von Organisations- und Rollenkonflikten meint. Freud und Jung waren sich darin einig, ihre Beziehung unter dem familialistischen Vater-Sohn-Modell zu interpretieren (Freud/Jung, 1974; Bokanowski, a.a.O.), was man gewiß leicht aus heutiger Sicht mit Hirschhorns Bemerkung (a.a.O., 63) kommentieren kann, wonach die Bereitschaft von Menschen, Familienrollen zu übernehmen, dem Bedürfnis der Organisationsmitglieder entgegenkommt, Ängste zu kontrollieren, die durch die Arbeit an der Primäraufgabe bedingt sind. Es scheint mir sehr empfehlenswert, in psychoanalytischen Instituten diese Form der Ab-

²¹ Um es noch einmal zu betonen: diese Abwehr richtet sich gegen die mit der Arbeit an der Primäraufgabe notwendig verbundenen Ängste; in der Kirchengemeinde z.B. die Angst, von der Desintegrationsangst, die jedes religiöse Erlebnis begleitet, affiziert zu werden (Weimer 1998). So verstehe ich in diesem Zusammenhang den berufstypischen Pastorentraum, ohne Manuskript auf der Kanzel zu stehen.

wehr in Organisationen genau in den Blick zu nehmen; sie ist so ungeheuer verführerisch, weil man die Ängste, die durch die Arbeit bedingt sind, auf diese Weise gar nicht mehr in den Blick bekommt. Es erscheint mir demgegenüber hilfreich, daß wir die Konstruktionen des Unbewußten - und vom Unbewußten kann immer nur mittels Konstruktionen gedacht werden - aus ihrem familialistischen Monopol befreien sollten, so daß der Ödipusmythos „nur“ eine von mehreren Konzeptionen darstellte.

- Organisationsrituale; nach Hirschhorn ist dies die bewußtseinsnächste Form der Abwehr in Organisationen. Im Unterschied zur „verdeckten Koalition“ handelt es sich hier allerdings um vollkommen entpersönlichte, gleichsam automatisch ablaufende Handlungssequenzen, über deren Funktionalität nicht mehr nachgedacht wird („Das war bei uns immer so“). Möglicherweise lassen sich in analytischen Organisationen Regelungen der Hierarchie unter diesem Gesichtspunkt einmal beleuchten, also etwa die Frage, wie man Lehranalytiker wird (Wangh, 1996) oder auch die Frage, ob es eigentlich Sinn macht, also der Primäraufgabe psychoanalytischer Organisationen dient, die Lehranalyse als Bestandteil der Ausbildung und nicht als Voraussetzung zum Beginn der Ausbildung zu organisieren. Vielleicht haben die notorischen Klagen über die Nebenwirkungen der Lehranalyse mit diesem Gesichtspunkt des Organisationsrituals etwas zu tun? So scheint es mir.

Bevor wir uns abschließend mit der Psychoanalyse als Organisation beschäftigen, darf ich Bions bekannte Revision der Theorie der projektiven Identifi-

kation nicht unerwähnt lassen. Hatte Klein (1946) die projektive Identifikation noch ausschließlich unter Abwehrgesichtspunkten beschrieben, so sieht Bion in „*Learning from Experience*“ (1962) in der projektiven Identifikation bekanntlich die Grundlage der menschlichen Fähigkeit, Erlebnisse denken zu können. Das ist ja der Kerninhalt des Modells &/% als eines der „*Elemente der Psychoanalyse*“ (Bion, 1963). Die MitarbeiterInnen in Organisationen nehmen die Projektionen der Umwelt auf und prozessieren sie im Rahmen der Primäraufgabe ihrer Organisation. Das ist dann die psychodynamische Beschreibung des sozio-technischen Terms „Primäraufgabe“.

3. Psychoanalyse als Organisation

3.1: Professionelle Paradoxie als Konfliktgenerator

Ich versuche in diesem Teil, Grundelemente des „TIHR-Modells“ auf psychoanalytische Organisationen anzuwenden. Mitglieder von psychoanalytischen Instituten oder psychotherapeutischen Organisationen äußern sich oftmals bitter enttäuscht darüber, daß die organisationsspezifischen Konflikte in diesen Einrichtungen eine so ungewöhnlich scharfe persönliche Form anzunehmen pflegen. In dieser Enttäuschungsreaktion steckt sicher ein gut Stück gewaltsam erlebter Entidealisierung²² als Reaktion auf die nun nicht mehr mögliche Spaltung zwischen den „guten“ non-profit und den „bösen“ profit-Organisationen. Während organisationsspezifische Konflikte in profit-Organisationen mit dem Parameter Geld geregelt werden, dient dazu in non-

²² Thomas Pollack (1987) hat auf die Idealisierung der Psychoanalyse in der Ausbildung der PsychoanalytikerInnen aufmerksam gemacht. Daß die Lehranalyse von dieser Problematik nachhaltig bestimmt ist, ist immer wieder betont worden; z.B. von Balint (1948), der von dem fragwürdigen Ideal einer „Supertherapie“ sprach.

profit-Organisationen üblicherweise Macht, jedenfalls dann, wenn in der Organisation die Abwehr einer der Grundannahmen i.S. Bions dominiert. In die Leitungsrollen dieser Organisationen werden dann normalerweise narzißtische Persönlichkeiten mehr oder weniger gewählt. Die sie wählenden Mitarbeiter delegieren mittels projektiver Identifikation in aller Regel ihre persönlichen, bewußtermaßen abgelehnten, eigenen Machtwünsche. Damit erhalten allerdings die Leiterpersönlichkeiten unbewußtermaßen den Auftrag, in ihrer Rolle zu scheitern.

„Mit unsrer Macht ist nichts getan“, lautet das zentrale Motiv protestantischer Sekundärsozialisation, das in der pastoralen Berufsrolle konfligiert mit dem professionellen Anspruch, auf der Kanzel das Wort des Allmächtigen zu verkünden. „Das Predigen, das im Namen Gottes geschieht - auch eine Szene aus einem Allmachtstraum“ (Josuttis, 1982, 77). Wolfgang Hildesheimer (1975, 83) nahm diesen internalisierten Machtkonflikt aufs Korn in seiner wunderbaren Beschreibung des Predigers am Reformationsfest: „Gefügig folgt das gemeinsame Ohr der Beter dem Schwall seines Pastors, an solch einem Tag predigt er seiner Beförderung zum Präses oder zum Landesbischof entgegen. Da steht auf der Kanzel, im Korb des Ballons des gereinigten Glaubens...“

Aber legt nicht auch Wittenbergers Darstellung der Geschichte des „Geheimen Komitees“ (1995) es nahe, als dessen Gründungsimpuls den benannten Machtkonflikt zu sehen? So vermute ich es, wurde es doch „ohne Wissen des Präsidenten der IPV“ (C. G. Jung), „gleichsam als ‘Gegen-Präsidentschaft’“ (Wittenberger, a.a.O., 171) gegründet.

J. H. Ludin (1996) hat nun den sehr anregenden Vorschlag gemacht, die Psychoanalyse unter Akkulturationsaspekten zu betrachten, und zwar unterschieden zwischen ihrer romanisch-katholischen und ihrer protestantisch-angelsächsischen Variante. Ludin vermutet angesichts der unterschiedlichen Formen der Bezahlung psychoanalytischer Leistungen in diesen Ländern: „Die protestantischen Tugenden von Offenheit, Ehrlichkeit und Direktheit müssen in der Akkulturation der Psychoanalyse in den jeweiligen Ländern

(angelsächsische Länder und Deutschland, M.W.) zur Wirkung gekommen sein“ (a.a.O., 420). Ludin interpretiert, daß zur protestantischen Tradition die Verdrängung der phallischen Aspekte des Geldes gehöre. Das freilich mag man nach Max Webers Protestantismus-Studien (1920) füglich bezweifeln. Phallische Macht galt bekanntlich der reformierten Sozialethik als Signum göttlicher Gnade. Überzeugender scheint es mir daher, von der Annahme auszugehen, daß sich in diesen protestantischen Kulturen die Ambivalenzen des Bürgertums gegenüber gesellschaftlicher Macht deutlicher zeigen als in den romanisch-katholischen. Man denke an Luthers konflikthafter Position zwischen dem katholischen Klerus einerseits und den aufrührerischen Bauern und Schwärmern andererseits.

Weber noch hatte Macht auffallend rationalistisch definiert. Sie bedeute „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (1922, 28). Diese, in psychoanalytischer Sicht, rationalisierende Abwehr der Motive, auf denen Macht beruht, wird man m. E. kulturhistorisch mit der von Marx hinlänglich beschriebenen typischen Ambivalenz der Macht gegenüber speziell im deutschen Bürgertum sehen müssen. Brach Luther einerseits die Macht des katholischen Klerus, so lehrte er doch andererseits im Großen Katechismus die Elternrollen vornehmlich unter Machtgesichtspunkten zu sehen (Luther, 1529, 21): „wenn wir kein vater und mutter hetten / sollten wir wünschen / das uns Gott holtz und stein furstellet / die wir vater und mutter möchte heissen.“²³

Die organisierte Psychoanalyse hat nun, wie es mir scheint, diese protestantische Machtproblematik beerbt. Einerseits nämlich würde natürlich ein an der Weberschen Definition orientiertes Handeln des Analytikers in der Stunde selbstverständlich als Gegenübertragungsagieren verstanden werden; hier also besteht, vielleicht besonders seit der in angelsächsischen Ländern begründeten Objektbeziehungstheorie, eine deutlich kritische Haltung gegenüber der Macht des Analytikers in der analytischen Beziehung. Andererseits aber ist es beispielsweise auf psychoanalytischen Kongressen nach wie vor weithin üblich, die vorhandene Zeit dermaßen mit Vorträgen aufzufüllen, daß den TeilnehmerInnen kaum bis gar keine Zeit bleibt, ihre eigenen Auffassungen zum Thema in Klein- oder Großgruppen zu entwickeln, unter

²³ Daß Luther gerade an dieser Stelle die klassische Metaphorik aus dem Kontext des jüdischen Bilderverbots verwendet, wäre eine eigene Untersuchung wert!

Umständen kontrovers zur Strategie der jeweiligen Tagungsleitung. Dieses weithin übliche Tagungsdesign kann m.E. als unbewußte Machtdemonstration des „establishments“ (i.S. Bions) der organisierten Psychoanalyse verstanden werden. Es stellt in meiner Sicht einen nicht unwesentlichen Faktor zur erfolgreichen Verhinderung wissenschaftlicher psychoanalytischer Kreativität dar. Ich halte dieses Phänomen für ein nachgerade typisches Beispiel für ein „Organisationsritual“, nach Hirschhorn, wie wir gesehen haben, eine der grundlegenden Abwehrformen in Organisationen.

Freud hielt den Beruf des Analytikers neben den der Erziehung und den der Regierung gewidmeten Berufen für einen „unmöglichen Beruf, in denen man des ungenügenden Erfolgs von vornherein sicher sein kann“. Er schreibt in derselben Passage weiter, was gewiß auch auf seine eigenen schismatischen Tendenzen verweisen mag: „Feindseligkeit auf der einen, Parteilichkeit auf der anderen Seite schaffen eine Atmosphäre, die der objektiven Erforschung nicht günstig ist. Es scheint also, daß zahlreiche Analytiker es erlernen, Abwehrmechanismen anzuwenden, die ihnen gestatten, Forderungen und Forderungen der Analyse von der eigenen Person abzulenken, wahrscheinlich indem sie sie gegen andere richten, so daß sie selbst bleiben, wie sie sind, und sich dem kritisierenden und korrigierenden Einfluß der Analyse entziehen können“ (1937c, 95). Aber es genügt eben nicht, an solchen Stellen auf Freuds eigene schismatischen Tendenzen zu verweisen, weil diese Tendenzen zum personalen System gehören und weil es so unaufgeklärt bliebe, wie es mit der Primäraufgabe psychoanalytischer Organisationen zusammenhängt, daß diese Tendenzen so wirksam werden konnten. An dieser Stelle scheint es mir nun erforderlich, der oben zitierten Formulierung Buchingers („die qualifizierte Pflege, Bestandssicherung und Weiterentwicklung der Psychoanalyse“) die in ihr verborgene Paradoxie hinzuzu-

fügen. Denn was eigentlich Psychoanalyse sei, ist bekanntermaßen durchaus umstritten. Ich verweise beispielhaft auf Parins Kritik des „Medicozentrismus“ (1983), innerhalb derer Parin immerhin bis zum Vorschlag der Aufhebung eines psychoanalytischen Krankheitsbegriffs geht. Klüwer (1973) arbeitet zurückhaltender - nicht zuletzt unter Bezugnahme auf Freuds widersprüchliche Äußerungen zum Thema - die grundlegende Paradoxie präzise heraus: einerseits ist die Krankenbehandlung das klassische Anwendungsgebiet der Psychoanalyse; andererseits formuliert Klüwer (a.a.O., 1078) bündig: „Bedürfnisse nach Alternativen liegen vor“. Wenn es ein Strukturmerkmal psychoanalytischer Ausbildung ausmacht, daß deren AbsolventInnen nach deren Abschluß ihre berufliche Identität eben nicht mehr als „Arzt“ oder „Psychologe“, sondern als „Psychoanalytiker“ formulieren, die angewandte Psychoanalyse gleichwohl nach wie vor ihr identitätstiftendes Praxisfeld in der Krankenbehandlung findet, ohne daß die Primäraufgabe der solcherart angewandten Psychoanalyse in der Symptombeseitigung gesehen werden kann²⁴, so ist damit die diesem Beruf inhärente Paradoxie deutlich markiert. Wie sollte ein solcher Identitätskonflikt nicht mannigfache organisationstypische Konflikte evozieren? Der in dieser Paradoxie enthaltene Konflikt freilich gehört offensichtlich zu den psychoanalytischen essentials: die zentralen psychoanalytischen Begriffe sind „Grenzbegriffe“ (Freud); der Raum des Psychoanalytikers befindet sich im Bereich der „Kontaktschranke“ (Freud, Bion) zwischen dem sekundärprozeßhaft organisierten Bewußten und dem primärprozeßhaft organisierten Unbewußten. Die Rolle des Psychoanalytikers ist daher nie bruchlos in die vorhandenen professionellen

²⁴ „Der Mensch soll seine Komplexe nicht ausrotten wollen, sondern sich ins Einvernehmen mit ihnen setzen, sie sind die berechtigten Dirigenten seines Benehmens in der Welt“, schreibt Freud einmal an Ferenczi (zit. nach Jones, 1978, 431).

Rollen integrierbar; in diesem Zusammenhang spricht Erdheim (1982, 75f) vom „sozialen Tod als Voraussetzung für die Entdeckung des Unbewußten“. Immerhin wäre in pragmatischer Absicht zu fragen, ob psychoanalytische Organisationen nicht gut daran täten, dieses unaufgebbare Konfliktmoment in professioneller psychoanalytischer Identität nicht auch in ihrer Mitgliederstruktur organisatorisch zu gestalten, m.a.W. sich auch Mitgliedern zu öffnen, die sehr wohl psychoanalytisch, nicht aber therapeutisch arbeiten²⁵. Sieht man nämlich die Deutung unbewußter Phantasien als Primäraufgabe der angewandten Psychoanalyse an, und zwar gleichermaßen im therapeutischen wie im außertherapeutischen Kontext, so erhellt daraus, daß die klinische Psychoanalyse eine Anwendung dieser Primäraufgabe unter mehreren anderen darstellt. Unbewußte Phantasien bilden ebenso, wie ich im 2. Teil gezeigt habe, einen der wesentlichen Importe in allen sozialen Systemen. Daher wäre es psychoanalytischen Organisationen zu wünschen, daß sie sich auch solchen Rollenträgern öffnen, die mit der Deutung unbewußter Phantasien in anderen als therapeutischen Kontexten beschäftigt sind. Dies scheint mir fruchtbarer, als die Diskussion sich immer wieder in der Frage der ja immer noch therapeutischen Laienanalyse festfahren zu lassen! -

Die beschriebene, für den Beruf des Psychoanalytikers konstitutive Identitätsproblematik, zeitigt auf der Ebene psychoanalytischer Organisationen, wo sie bisher keine Form (Bion: &!) findet, die zu erwartenden scharfen Konflikte - mitsamt deren organisationsspezifischen Abwehrformen. Clara

²⁵ Im Bereich der (deutschen) Pastoralpsychologie zeigt sich freilich auch das methodische Problem: die Erfahrung der persönlichen Analyse stellt (in der Sektion „Tiefenpsychologie“ in der DGfP) das eigentlich identitätsstiftende Element dar. Damit aber identifizieren die PastoralpsychologInnen sich notwendig mit der eben beschriebenen Identitätsproblematik in der psychoanalytischen Profession. Ein Modell der originär psychoanalytischen Erfahrung, das an der Primäraufgabe des PastorInnenberufs orientiert wäre, steht hier ebenso noch aus wie in anderen Anwendungsfeldern der Psychoanalyse.

Thompsons hatte schon 1945 in bezug auf psychoanalytische Organisationen beschrieben, was Larry Hirschhorn dann als die institutionelle Abwehr der „verdeckten Koalition“ systematisiert hat (zit. bei Pines, a.a.O., 27): „Alle Befriedigungsmöglichkeiten und alle Übel des Familienlebens feiern Wiederauferstehung.“ Wie wir wissen, fühlt sich der Abwehrmechanismus der Spaltung in actu so außerordentlich befriedigend an, wie er zweifelsohne auch ein großes Übel darstellt. Er dient nach meiner Vermutung in psychoanalytischen Organisationen dazu, die eben benannte Paradoxie in der professionellen psychoanalytischen Identität zu verdecken, damit deren organisationelle Bearbeitung zu verhindern. Die psychoanalytischen Organisationen haben denn auch in ihrer - im Vergleich zur Kirchengeschichte - kurzen Geschichte mannigfache Spaltungen vollzogen (Freud - Adler; Freud - Jung; fast: Freud - Ferenczi und Anna Freud - Melanie Klein; Lawrence Kubie - Karen Horney; last not least: DPV - DPG im Nachkriegsdeutschland). Die hervorragend dokumentierten Londoner „Kontroversen Diskussionen“ zeigen die aus religiösen Schismen gut bekannten Berufungen aller Parteien auf den Gründerheros Freud, wobei auffallenderweise, soweit ich sehe, das allen drei Gruppen gemeinsame affektive Moment der Trauer um den gerade zuvor in London verstorbenen Freud in diesen Diskussionen ausgeblendet bleibt (vgl. Hinshelwood, 1995). Es wäre reizvoll, unter diesem Blickwinkel der augenscheinlich nicht voll anerkannten Trauer die „Kontroversen Diskussionen“ mit anderen großen schismatischen Auseinandersetzungen in der Kulturgeschichte zu vergleichen; ich denke an die Auseinandersetzungen zwischen Petrus und Paulus nach dem Tod Jesu, an die Schismen der Reformation oder auch an die der linken Parteien nach dem Tod Lenins und

Rosa Luxemburgs im Europa dieses Jahrhunderts. Der seit Borkenaus Arbeiten bekannte Zusammenhang zwischen Tod und Institutionalisierung könnte wahrscheinlich noch an den „Kontroversen Diskussionen“ gut verifiziert werden.

Endlos die Klagen über aggressiv geladene Auseinandersetzungen an analytischen Instituten. Ich zitiere als ein typisches Beispiel die Äußerung eines Kombattanten aus dem Los-Angeles-Institut (zit. bei Eisold, 1995, 786): Genannt wird „die unerbittliche Feindseligkeit und das Mißtrauen zwischen den verschiedenen Gruppen und Individuen, unabhängig von ihrer theoretischen Orientierung“ sowie eine „mit humorloser Feindseligkeit aufgeladenen Atmosphäre, (...) eine Versammlung kultivierter Leute, rigide im Denken, gegen neue Ideen gewappnet und (in 2 oder 3 Fällen) rücksichtslos um Macht rivalisierend“. Betrachten wir diese unerfreulichen Phänomene nun nicht als Folgen mangelnder Selbst- oder Lehranalyse, sondern als Folgen struktureller Art, die mit der Psychoanalyse als Organisation zu tun haben, so ergeben sich drei Perspektiven, die ich abschließend kurz beleuchten will:

- Strukturelle Konflikte in der psychoanalytischen Arbeit (3.1.1)
- Strukturelle Konflikte in der psychoanalytischen Organisation (3.1.2)
- Kultur der psychoanalytischen Organisation (3.1.3)

3.1.1: Strukturelle Konflikte in der psychoanalytischen Arbeit

Martin Wangh (1996, 89) hat in einer Arbeit über „Probleme des Lehranalytikers und seiner Berufsgruppe“ kürzlich ausgeführt, „daß ein gewisses Ausmaß an Mißtrauen zur psychoanalytischen Arbeit gehört - was durch die

Einsamkeit unseres Arbeitens verstärkt werden kann“. Mir scheint daran wichtig, daß dies Mißtrauen mit dem Gegenstand der psychoanalytischen Arbeit zusammenhängt. Ob man in Bionischer Sprache den Gegenstand der Psychoanalyse im „O“ sieht, dem Unerkennbaren, das im Unterschied zum medizinischen System und dessen Erkenntnisgegenstand eben nicht sinnlich wahrnehmbar ist, oder ob AnalytikerInnen sich in ihrer Arbeitseinstellung im intermediären Bereich der Kontaktschranke zwischen Bewußt und Unbewußt verorten: auf jeden Fall verlangt der Beruf des Psychoanalytikers ein gewisses Ausmaß an Mißtrauen als professionelle Grundhaltung.

Hinzu kommt: Psychoanalytiker arbeiten alleine, ohne die Hilfe oder Mitarbeit von Kollegen. In jeder Stunde mit dem Patienten tragen sie alleine die Verantwortung für die Einhaltung der Grenzen ihrer beruflichen Rolle, oftmals unter erheblichem Druck der Patienten und korrespondierender eigener Angst - zumal vor dem Nichtverstehen -, diese Rolle aufzugeben. Britton und Steiner (1994) erzählen freimütig anhand eines Fallbeispiels von dem enormen Angstdruck des Nicht-Verstehens, so daß die in dieser emotionalen Situation gegebene Deutung „die Bedeutung eines Sicherheitsbedürfnisses statt von Forschung erhält, so daß ihre Konstanz wichtiger als ihre Wahrheit wird (a.a.O., 1077). Genau dies, die Deutung als Ausdruck einer „overvalued idea“, scheint mir das typische Phänomen personenspezifischer Deutungen bei organisatorischen Konflikten auszumachen. Schließlich vereinen Psychoanalytiker in ihrer Rolle verschiedene Rollen, die sonst in Organisationen auf unterschiedliche Rollenträger verteilt sind: z.B. die des Behandlers, des Forschers, des beobachtenden Untersuchers, des Managers. Freuds Empfehlung an Abraham (zit. bei Harsch, 1998, 11), dieser möge bei seiner

gut gehenden Praxis das Honorar erhöhen, zeigt gewiß einen guten Manager - doch was sagt dazu der Behandler, der Forscher, der beobachtende Untersucher, und wie können diese unterschiedlichen Rollen in actu integriert werden?

Ähnlich wie im Pastorenberuf ist die Grenze zwischen Arbeits- und Privatwelt allenfalls äußerlich klar. Ein Christ und ein Psychoanalytiker sind sozusagen immer im Dienst, da Gott wie das Unbewußte gleichermaßen Zeitlosigkeit für sich beanspruchen. Persönliche Krisen berühren so stets unmittelbarer als in anderen Berufen die Professionalität. Praktisch kann es sehr schwierig sein, in solchen Fällen jemanden zu finden, der ein Stück weiterer Analyse übernehmen kann, weil die Institutsmitglieder vor Ort aufgrund der mangelnden Trennschärfe zwischen den professionellen und den privaten Lebenswelten dafür in der Regel nicht infrage kommen.

Auch wenn man dem Konzept der projektiven Identifikation nicht Glauben schenkt, muß man wohl doch eingestehen, daß Psychoanalytiker seitens ihrer Patienten ständigen Eingriffen in ihre Gefühlswelt ausgesetzt sind. Im Unterschied zu Organmedizinern können sie aber Patienten nicht auf Partialobjekte (Symptome und geschädigte Organe) reduzieren. Anna Freud hat einmal gesagt (zit. bei Eisold aa0, 787), die Persönlichkeit des Analytikers sei ständigen Risiken ausgesetzt. Bion führt in seinen „*Brazilian Lectures*“ aus (1990, 4f): „Wenn wir uns dem Unbewußten nähern - also dem, was wir nicht wissen, nicht dem, was wir wissen -, so werden wir beide, Patient und Analytiker, mit Sicherheit verstört sein. Jeder, der morgen einen Patienten sehen wird, sollte bis zu einem gewissen Grad Angst verspüren. In jedem

Behandlungszimmer werden zwei einigermaßen ängstliche Menschen sich aufhalten: der Patient und der Psychoanalytiker. Wenn das nicht der Fall ist, muß man sich fragen, warum sie sich damit langweilen, etwas herauszufinden, was jeder von ihnen ohnehin schon längst weiß.“

Psychoanalytiker müssen also aufgrund der speziellen Eigenarten ihrer beruflichen Rolle, aufgrund des Gegenstandes der Psychoanalyse, alltäglich mit einem außerordentlich hohen Ausmaß an Vieldeutigkeit auskommen können. Daß dieser Sachverhalt in Spannung zu einem nomothetisch-naturwissenschaftlichen Selbstverständnis der Medizin steht, in deren System die deutsche Psychoanalyse gleichwohl eingebunden ist, ist oft betont worden. Mit dem Gegenstand der Psychoanalyse - dies sei gegen Cremerius (aa0), aber wohl auch gegen Thomä und Kächele (1986) gesagt - hängt dessen nur sehr begrenzt mögliche Evaluierbarkeit zusammen. Es ist sehr schwer, in operationalisierbaren Begriffen den Erfolg einer ganzen Psychoanalyse, ja schon einer Sequenz aus einer Stunde, objektivierend zu beschreiben. Und andererseits kann man doch Rob Leiper nur zustimmen, der in einer Arbeit über Evaluationsprozesse (1994, 1997) mit Bionschen Metaphern ausführt: „Wenn Erfahrung die Nahrung von Lernen ist, so stellt die Evaluation den Verdauungsprozeß dar.“²⁶ Gelingende Evaluationsprozesse sind - so Leiper - zwar allemal geeignet, die mit der psychosozialen Arbeit stets verbundenen Ängste zu halten. Aber lassen sich psychoanalytische Prozesse evaluieren? Michael Buchholz (1998, 545f) zitiert jüngst skeptische Äußerungen hierzu. In einer Diskussion über „clinical facts“ wurde deren nomothetische Objek-

²⁶ Ross A. Lazar (mdl. Mitteilung) schlägt eine geistreiche alternative Formulierung vor, die mich sehr überzeugt: „Wenn Erfahrung die Nahrung von Lernen ist, so stellt der Traum den Verdauungsprozeß und die Evaluation die Nährwerttabelle dar.“

tivierbarkeit ebenfalls bestritten: „Das spezifische Wesen unserer Arbeit, in der wir zweckmäßiger- und gewöhnlicherweise in Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse einbezogen sind, bedeutet, daß unsere Wahrnehmung zu jeder Zeit notwendigerweise verzerrt ist“ (Tuckett, 1994, 1178). Andererseits wird man Leiper (a.a.O.) zustimmen müssen, daß an die Stelle fehlender oder mangelhafter Evaluationsprozesse nur zu leicht die individuelle kritische elterliche Stimme des Über-Ich zu treten pflegt, die einen der mangelhaften Professionalität beschuldigt. Dem entspricht in der Theorie der Technik, worauf Cremerius (1977, 633) hingewiesen hat, daß die Metaphern vom Analytiker als Spiegel oder als Chirurg durchaus geeignet sind, solche persönlichen Über-Ich-Elemente nachhaltig zu stützen. Es mag also auch mit den Problemen von Evaluation in der konkreten psychoanalytischen Arbeit zusammenhängen, daß Psychoanalytiker als eine für Depressionen und das burn-out-Syndrom besonders anfällige Berufsgruppe gelten (Eisold, a.a.O.).

Kompensation mag hier der Versuch einer Eindeutigkeit in der Theorie versprechen. Friedmann hat geäußert (zit. bei Eisold, a.a.O., 788): „Streß und Theorie gehen Hand in Hand. Es gibt viele Möglichkeiten, einen Therapeuten aus der Balance zu bringen, und wann immer dies passiert, wird irgendein Aspekt einer Theorie für ihn besonders wichtig werden.“ Die Theorie verbindet in aller Regel den Analytiker - sei es in Zustimmung oder in Opposition - mit seinem Lehranalytiker und kann auch derart die Risiken der Arbeit vermindern helfen. Roy Schafer stellt fest (zit. bei Eisold, a.a.O.), daß die vermeintliche Eindeutigkeit in der Theorie daher „mit Gefühlen der

Dankbarkeit, Loyalität, Identifizierung, Anerkennung und *Idealisierung* verbunden ist“ (Hervorhebung, M.W.).

Wie sehr diese Idealisierung der (nicht zuletzt über die Bindung an den Lehranalytiker vermittelten) Theorie der sozialen Abwehr der mit dem Beruf des Psychoanalytikers verbundenen Vieldeutigkeit und Unsicherheit dient, erhellt aus einer Äußerung Klaubers (zit. bei Eisold, a.a.O.): „Ich habe gut 10 Jahre einer ganztägigen psychoanalytischen Praxis gebraucht, um mich selbst als Psychoanalytiker fühlen zu können und um Patienten ohne einen gewissen Grad an Schuld und Angst annehmen zu können; und ich weiß, daß es nicht nur mir so ging.“ Er spricht von einem psychoanalytischen „falschen Selbst, das mit einer toten Sprache kämpft“.

Analytische Identitäten, die sich als Schulzugehörigkeit quer durch die Institute erhalten und also nicht primär an der beruflichen Praxis gebildet werden, dienen der Sicherung der beruflichen Rolle, die umso stützungsbedürftiger ist, als es im Beruf des Analytikers eine klare Unterscheidung zwischen Person und Rolle nicht geben kann. Da gibt es eine Gemeinsamkeit mit den PastorInnen, zumal die gestiegene Popularität der Winnicottschen „holding“-Metapher auf die im Pastorenberuf strukturbildende Hirtenfunktion verweist (Weimer 1995): der Hirte hat sozusagen seit Winnicott hinter der Couch Platz genommen. Aber jeder Hirte hat einen Herrn: In den „Kontroversen Diskussionen“ betonen alle KombattantInnen ihre Treue zu Freud und qualifizieren ihre gegensätzlichen Standpunkte in einem bisweilen naiv anmutenden Empirismus als „wissenschaftlich“. Kurz: die angedeuteten

Phänomene fördern die Rigidität inneranalytischer Auseinandersetzungen als kompensatorische soziale Abwehr beruflicher Ängste.

3.1.2: Strukturelle Konflikte in den psychoanalytischen Organisationen

Daß Machtkonflikte in psychoanalytischen Organisationen ein so außerordentlich destruktives Ausmaß annehmen können, sollte nicht als Symptom der persönlichen Pathologie der KombattantInnen, sondern als Symptom der strukturellen Konflikte psychoanalytischer Organisationen verstanden werden. Diese Konflikte können m.E. fruchtbarer fokussiert werden in der Paradoxie der psychoanalytischen Rollenidentität, die sich am medizinischen System orientiert, die sie doch gleichzeitig zu transzendieren beansprucht. Während das naturwissenschaftlich-medizinische System dem Ideal der Objektivität verpflichtet ist, realisiert sich die klinisch-psychoanalytische Haltung gerade gegenläufig in der je situativen Erkenntnis des „Andere(n) in der Übertragung“ (Weiß, 1988). Der Einstellung auf sinnlich faßbare Qualitäten im medizinischen System steht die von Bion wiederholt betonte nicht-sinnliche Qualität des Psychischen gegenüber; dem Objektivitätsanspruch dort widersteht also das Intersubjektivitätsparadigma hier. Dieses Intersubjektivitätsparadigma muß m.E. spätestens seit Freuds Entdeckung der Übertragung im Fall Dora (1905e)²⁷ als einer der wesentlichen Importe in psychoanalytische Organisationen konzeptualisiert werden. Formuliert man also einleuchtenderweise mit Buchinger „die qualifizierte Pflege, Bestandssicherung und

²⁷ An der entsprechenden Stelle verweist Freud darauf, daß die Traumdeutung wie überhaupt die Deutung unbewußter Phantasien „leicht zu erlernen“ sei, wohingegen der Analytiker bei der Analyse der Übertragung ganz auf sich gestellt sei, die Übertragung „fast selbständig erraten (müsse), auf geringfügige Anhaltspunkte hin und ohne sich der Willkür schuldig zu machen“ (a.a.O., 280). Das genau markiert das eigentümlich Ortlose, U-topische, im Zentrum professionell psychoanalytischer im Unterschied zur medizinischen Identität. Man kann darin mit Blumenberg (a.a.O.) das spezifisch Jüdische an der Psychoanalyse sehen.

Weiterentwicklung der Psychoanalyse“ als Primäraufgabe psychoanalytischer Organisationen, so beinhaltet dies die Aufgabe, diese im Begriff „Psychoanalyse“ essentiell enthaltene Paradoxie zu organisieren.

Diese Paradoxie zeigt sich sodann vielleicht nirgends so deutlich wie in der Lehranalyse, dem immerhin zentralen Instrumentarium zur Ressourcengewinnung der Organisation. Es ist viel Tinte geflossen, ihre strukturelle Probleme zu benennen, vor allem dasjenige, den Berufswunsch „Psychoanalytiker“ als Symptom zu behandeln, an dem allerdings beide am analytischen Prozeß Beteiligte „leiden“. Warum folgen psychoanalytische Organisationen hierzulande bisher nicht Cremerius' einleuchtendem Vorschlag, die Lehranalyse aus dem Ausbildungsgang auszugliedern? Könnte der Grund in der durch das Institut der Lehranalyse möglichen gemeinsamen Idealisierung der Psychoanalyse bestehen (Pollak, a.a.O.)? So vermute ich es. Freud (1921c) hatte bekanntlich solche in Großgruppen geteilten Idealisierungen als deren emotionalen Kitt beschrieben; so wie es aussieht, gilt diese Beobachtung nicht nur für die Kirche und das Militär, die Freud als Beispiel dienten, sondern auch für die Psychoanalyse als Organisation. Wenn dann bei organisationsspezifischen Konflikten individuumzentrierte psychopathologische Etikettierungen Anwendung finden, so ermöglicht es diese Abwehrform immer noch, die Idealisierung unangetastet zu lassen.

Isabel Menzies-Lyth bemerkt einmal (1989, 36): „Mitgliedschaft in einer psychoanalytischen Organisation verändert wie die Mitgliedschaft in anderen sozialen Institutionen die Persönlichkeitsstruktur.“ Die diesen „catastrophic change“ (Bion) begleitenden Ängste evozieren die Abwehr der familia-

listischen Engführung in der Beschreibung des Unbewußten - nach Hirschhorn, wie wir gesehen haben, eine der zentralen Abwehrformen in sozialen Organisationen. Daß die hierzulande übliche Organisation der Lehranalyse die Ausbildungskandidaten in einer prolongierten Adoleszenz festhält, mag mit beitragen zur psychoanalytischen Vernachlässigung der Adoleszenz, wie sie von Erdheim (1982) und King (1995) beklagt worden ist²⁸. Vielleicht kann man an Vera Kings Arbeit die Frage stellen, ob sie diese soziale Abwehr nicht mitmacht, wenn sie Freuds Scheitern in der Dora-Analyse auf dessen ungelöste Adoleszenzprobleme zurückführt? So sehe ich es. Und ich halte es für möglich, daß die „pairing“-Grundannahme in der psychoanalytischen Organisation die von Eisold bemerkte Dominanz erlangt, weil „pairing“ ja die Grundannahme der Adoleszenz schlechthin darstellt, so daß wir es in der prolongierten Adoleszenz mit einer typischen organisatorischen Nebenwirkung des Systems „Lehranalyse“ zu tun haben. Schließlich erschwert die Prädominanz der „pairing“-Grundannahme in der Organisation der Psychoanalyse es außerordentlich, daß Analytiker die Psychoanalyse, wie Freud es meinte, als geselliges Unternehmen (zit. bei Wittenberger, aa0, 11) erfahren können. Es ist ja immerhin das System der „pairing“-Grundannahme, das des ödipalen Konflikts, das sich bei organisationsinternen Konflikten so ungemein verführerisch als Deutungsschablone anbietet!

Schließlich scheint sich mir die Frage zu stellen, ob die von Eisold beschriebene Prädominanz der pairing-Grundannahme nicht als Ergebnis der Beschränkung der angewandten Psychoanalyse auf den therapeutischen Bereich

²⁸ Auf den Zusammenhang zwischen der Organisation der Psychoanalyse in Deutschland und der Adoleszenzdynamik mit der Folge der prolongierten Adoleszenz in der Psychoanalyse hat mich Frau Dr. E. Schütt aufmerksam gemacht.

verstanden werden muß. Es scheint mir daher wahrscheinlich, daß die vielfach beklagten Konflikte in psychoanalytischen Organisationen mit der sie stets begleitenden Absorption wissenschaftlicher Kreativität so lange andauern werden, wie diese Organisationen das prinzipiell dyadische Modell der klinischen Anwendung der Psychoanalyse in ihrer Mitgliederstruktur monopolisieren.

3.1.3.: Kultur der psychoanalytischen Organisation

Freud hielt die Psychoanalyse für den „Schlüssel, der den Weg zu den Müttern öffnet“, „um in die Geheimnisse des Werdens einzudringen“ (zit. bei V. King aa0, 11). Vera King hat überzeugend herausgearbeitet, wie die psychoanalytische Identität ihrem Gründer Freud zur patriarchalen Okkupation von Weiblichkeit diene, was, wie gesagt, pikanterweise den Psychoanalytiker in die kulturelle Tradition der Hirtenmetapher, des „pastor“, einreicht, die Foucault nachgezeichnet hat (Weimer 1995). Bei diesem ursprungsmythischen Rückweg „zu den Müttern“ geht es, wie man Chasseguet-Smirgel (1988) variierend sagen kann, um eine regressive Aufhebung der Geschlechterdifferenz, und die verbindet, wie ich vermute, die Kultur des Berufs des Psychoanalytikers allerdings mit der des Pastoren.

Zur angedeuteten Psychodynamik gehört gewiß einmal mehr die narzißtische Omnipotenz, die die Geschlechterdifferenz leugnet. Ich kann hier nur andeuten, in welchem starkem Ausmaß dieser Aspekt bei der Frage der Beendigung der Analyse eine Rolle spielt; Thomä und Kächele (aaO, 330ff) zitieren nicht umsonst, in diesem Zusammenhang ihm übrigens diesmal zustimmend, Balints Rede von der „Supertherapie“.

Simons origineller Vorschlag eines „Journal of Failed Cases“ (zit. bei Eisold aa0, 795) muß in diesem Zusammenhang wenigstens kurz noch erwähnt werden. Ironisch zugespitzt formuliert: Adoleszente und Analytiker lassen sich nicht gerne in die Karten schauen, was aber zur beanspruchten Ethik der Demut sich nicht gut fügen will. Und auch Eisolds folgende Beobachtung paßt gut in diesen Adoleszenz-Kontext (aa0, 796): „Wer immer darauf aus ist, ein Sohn Freuds zu werden (also Leiter eines analytischen Instituts, M.W.), die Insignien der Führungspersönlichkeit anzulegen, der riskiert meiner Meinung nach die subtile Herabsetzung durch seine Gefolgsleute.“ Auch hier wieder die Parallele zum Pastorenberuf, wo wir alle, ob Pastor, Propst oder Bischof, immer noch Brüder sind - getreu allerdings hier der Vorgabe von „*Totem und Tabu*“. Narzißtische Persönlichkeiten, so Eisold, bemerkten besonders schlecht diese Kollusion, übersehen also leicht, daß die Mitglieder der Organisation nur darauf warten, daß sie an ihrer Primäraufgabe scheitern - die Psychoanalyse zu organisieren. Aber war nicht - Cremerius ist nicht müde geworden, in diese Wunde den Finger zu legen - Freud auch an dieser Aufgabe schlußendlich gescheitert? So kann man denn im Scheitern dem Gründungsheros die Treue halten...

3.2: Reparative Elemente in psychoanalytischen Organisationen

R. Money-Kyrle (1977, 465) hat die Primäraufgabe der klinisch angewandten Psychoanalyse in erstaunlicher Koinzidenz mit Grundvorstellungen jüdisch-christlicher Ethik gesehen und in diesem Zusammenhang gar vom „psychoanalytischen Heiligen“ gesprochen. Die Koinzidenz zu ethischen Zielvorstellungen des Christentums sieht Money-Kyrle in den zentralen

Merkmale der depressiven Position, also der Anerkennung eigener Schuld, der Fähigkeit, die derart beschädigten oder zerstörten guten Objekte betrauern zu können, so daß sie gleichsam wiederauferstehen können im Inneren des Subjekts, kurz, eine Haltung, in der das Subjekt um andere mehr besorgt sei als um sich selbst. So sympathisch einem christlichen Theologen solche Gedanken sein mögen, stellt sich mir doch die Frage, ob sie nicht andererseits auch als Ausdruck der in dieser Arbeit mehrfach benannten Tendenz zur Idealisierung der Psychoanalyse gelesen werden können. Diese Tendenz nun ist, mindestens in kleinianischer Lektüre, als ein Abwehrmechanismus gegen die destruktiven Phantasien gegen das Objekt, hier also die Psychoanalyse, zu lesen. Das führt zu der Frage, ob es nicht sein könnte, daß die medicozentristische Organisation der Psychoanalyse (in Deutschland) als die organisatorische Form jener Spaltung verstanden werden kann, die immer die Grundlage des Abwehrmechanismus der Idealisierung bildet. So scheint es mir. Wie sähen demgegenüber Konturen einer psychoanalytische Organisationen aus, die sich als „reparative Organisationen“ i.S. Hirschhorns verständen? Ich formuliere zusammenfassend einige Fragen.

a) Eine reparative Organisation wird vielleicht in einem ersten Schritt ihre Grenzen überprüfen. Inwieweit entsprechen die Grenzen psychoanalytischer Organisationen der Primäraufgabe dieser Organisationen, der Deutung unbewußter Phantasien? Hirschhorn spricht von einer entwicklungsfördernden Kultur der Arbeitsorganisation in der postindustriellen Gesellschaft (a.a.O., 236ff), was an Bions Paradigma des „learning from experience“ zweifelsohne erinnert. Um solches Erfahrungslernen in beruflichen Rollen zu ermöglichen, können wir uns nicht, wie Hirschhorn ausführt (a.a.O., 238), „in unseren Organisationen und Abteilungen eingraben, sondern müssen unsere Arbeit tun an der Grenze zwischen den Systemen“. Dem entspricht in der Rollenidentität des einzelnen Analytikers dessen Situierung an der Kontaktgrenze zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten. Wie aber sähe diese Situierung auf der Ebene psychoanalytischer Organisationen aus? Was müßte geschehen, um die Grenzen dieser Organisationen ganz im Sinne der Hautfunktion, wie sie Anzieu und Bick beschrieben haben, durchlässiger zu gestalten? Viel scheint mir dafür zu sprechen, die so aggressiv geladenen Auseinandersetzungen in analytischen Organisationen als Symptom einer zu rigiden Grenzziehung in diesen Organisationen aufzufassen.

b) Wer an der Grenze seines Systems arbeitet, bekommt es automatisch in seiner Arbeit mit den Grenzen seiner eigenen Rolle zu tun. Ich habe demgegenüber in dieser Arbeit verschiedentlich auf die Tendenzen zur Idealisierung der Psychoanalyse hingewiesen. Das von Freud emphatisch behauptete Wahrheitsinteresse der Psychoanalyse muß sich empirisch bisher im wesentlichen nur in ihrer klinischen Organisation abarbeiten, vermeidet derart also weithin den organisierten Grenzkontakt mit anderen gesellschaftlichen Institutionen,²⁹ die dasselbe Interesse für sich beanspruchen. Muß man nicht mit Larry Hirschhorn in diesem organisatorischen Rückzug von der Grenze ein wesentliches Element einer „narzißtischen Organisation“ sehen (a.a.O., 217f)?

²⁹ Beispielhaft sei der Stillstand der psychoanalytischen Religionskritik erwähnt. Der vorzügliche Reader von E. Nase und J. Scharfenberg ist seit 1977 nicht mehr aufgelegt worden.

Demgegenüber schiene es mir reizvoll, Roger Money-Kyrles knappe Darstellung der „facts of life“ (1968, 1971), deren Anerkennung das Ziel der Psychoanalyse ausmache, auf diese selbst anzuwenden. Money-Kyrle hat mit diesen „facts of life“, die er als angeborene Präkonzeptionen i.S. Bions versteht, nichts weniger als eine äußerst präzise Skizze der depressiven Position erarbeitet. Im einzelnen: die Anerkennung der Vergänglichkeit der Zeit und des schließlichen Todes setzt Money-Kyrle zufolge die durchlittene Erfahrung voraus, daß kein gutes Objekt für immer genossen werden kann. Als Kleinianer verbindet Money-Kyrle dies mit der Erfahrung der Entwöhnung, also dem Verlust der Brust, der, sofern er betrauert werden kann, zur „Anerkennung der Brust als eines höchst guten Objekts“ (1971, 443) führe. Auf der Ebene der organisierten Psychoanalyse scheint mir deren Idealisierung, die sich u.a. in den immer länger werdenden Lehranalysen ausdrückt, dem zu widersprechen. Umgekehrt habe ich den Eindruck, daß allgemein im „TIHR-Modell“, spezifisch in den konkreten Arbeiten aus dieser Schule, der Gesichtspunkt der begrenzten Geltung psychoanalytischer Einsichten in deren Vermittlung mit Elementen einer Theorie offener Systeme plausibel realisiert ist. Die Grenzen in der Rolle des klinisch arbeitenden Psychoanalytikers hat ebenfalls die im „International Journal“ dokumentierte Diskussion über „clinical facts“ gut aufgezeigt. Jean-Michel Quinodoz (1994) beispielsweise hat den Unterschied zwischen „clinical facts“ aus dem Bereich der Organmedizin und psychoanalytischen „clinical facts“ deutlich herausgearbeitet. Ronald Britton und John Steiner haben, wie schon erwähnt, betont, daß psychoanalytische klinische Fakten nur im Zwischenraum zwischen Patient und Analytiker sich einspielen.

c) Das führt zur dritten von Money-Kyrle genannten Präkonzeption, deren Realisierung ein weiteres Ziel der klinisch angewandten Psychoanalyse ausmache: „die Anerkennung des elterlichen Geschlechtsakt als eines höchst kreativen Aktes“ (a.a.O., 445f). Man muß in diesem Sinn die Differenztoleranz als eine der entscheidenden Errungenschaften der depressiven Position ansehen, und die seit Jahrzehnten andauernden Auseinandersetzungen um die Akzeptanz der Geschlechterdifferenz in der psychoanalytischen Theoriebildung zeigen vielleicht das Gewicht dieses ethischen Anspruchs. Auf der Ebene einer psychoanalytisch-systemischen Organisationstheorie geht es, wie ich zeigen wollte, ebenfalls um die Realisierung von Differenztoleranz. Und erste vorliegende Erfahrungsberichte über Gruppenbeziehungskonferenzen nach dem „TIHR-Modell“ (Beland, 1994; Nedelmann, 1998) zeigen deutlich deren Fruchtbarkeit bei tiefen organisationsspezifischen Konflikten. Wenn nicht alles täuscht, ist dies eine Methode, die die Erfahrung ermöglicht, daß aus evakuierten beta-Elementen eine organisationsspezifische alpha-Funktion sich entwickeln kann, mittels derer Organisationen aus ihren Erfahrungen lernen können. Dessen bedarf auch die organisierte Psychoanalyse.

Literatur:

Anzieu, Didier (1985), *Das Haut-Ich*, Frankfurt/M. (Suhrkamp).

Baecker, Dirk (1994), *Postheroisches Management*, Berlin (Merve).

Balint, Michael (1947), *Über das psychoanalytische Ausbildungssystem*, in: ders., *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*, Stuttgart 1981 (Klett): 307 - 332.

Baumann, Zygmunt (1992), *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg (Junius).

- Beland, Hermann (1995), Tagungszusammenfassung, in: Hermann, Ludger. M., a.a.O., 266 - 271.
- Bertalanffy, Ludwig v. (1956), General Systems Theory, in: General Systems. Yearbook of the Society for the Advancement of General Systems Theory, Bd 1, hg. Von L. v. Bertalanffy und Anatol Rapoport, Ann Arbor/Michigan: 1-10.
- Bick, Esther (1968), Das Hauterleben in frühen Objektbeziehungen, in: E. Bott-Spillius (Hg.), Melanie Klein heute, Bd. 1, München-Wien (1990, VIP).
- Bion, Wilfred (1962), Lernen durch Erfahrung (dt.: 1990), Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bion, Wilfred (1963), Elemente der Psychoanalyse (dt.: 1992), Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bion, Wilfred (1970), Attention and Interpretation, London (Karnac, 1988).
- Bion, Wilfred (1961), Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften, (dt.: 1974) Stuttgart (Klett).
- Bion, Wilfred (1990), Brazilian Lectures, London (Karnac).
- Bischof, Rita (1984), Souveränität und Subversion. Georges Batailles Theorie der Moderne, München (Matthes & Seitz).
- Bléandonu, Gérard (1974), Wilfred Bion. His Life and Works 1897-1979, London (Free Association).
- Blumenberg, Yigal (1997), Freud - ein 'gottloser Jude'? Zur Frage der jüdischen Wurzeln der Psychoanalyse, Luzifer-Amor 19: 33 - 80.
- Bokanowski, Thierry (1995), Freud - Jung, die große Spaltung, in: L. M. Hermanns (Hg.), Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse, 35 - 48.
- Borkenau, Franz (1984), Ende und Anfang. Von den Generationen der Hochkulturen und von der Entstehung des Abendlandes, Stuttgart (Klett).
- Britton, Ronald (1989), The missing link: Parental Sexuality in the Oedipus Complex, in: ders., M. Feldman, E. O'Shaughnessy (Eds.), The Oedipus Complex Today, London (Karnac): 83 - 102.
- Britton, Ronald (1993), Fundamentalismus und Idolbildung, in: J. Gutwinsky-Jeggle, J. M. Rotmann (Hg.), „Die klugen Sinne pflegend“. Hermann Beland zu Ehren, Tübingen (edition diskord)
- Britton, Ronald; Steiner, John (1994), Interpretation: selected fact or overvalued idea?, The International Journal of Psycho-Analysis, 75, 1069 - 1078.

- Buchholz, Michael B. (1996), *Metaphern in der 'Kur'*, Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Buchholz, Michael B. (1998), *Die Metapher im psychoanalytischen Dialog*, *Psyche* 52, 545 - 571.
- Buchinger, Kurt (1993), *Zur Organisation psychoanalytischer Institutionen*, *Psyche* 47: 31 - 70
- Buchinger, Kurt (1997), *Supervision in Organisationen. Den Wandel begleiten*, Kempten (Auer).
- Buchinger, Kurt (1998), *Warum die Psychoanalyse kein Renner wird. Systemzwänge in der Medizin*, *Psyche* 52, 1998, 572 - 597.
- Chasseguet-Smirgel, Janine (1988), *Zwei Bäume im Garten. Zur psychischen Bedeutung der Vater- und Mutterbilder*, München-Wien (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Cremerius, Johannes (1977), *Grenzen und Möglichkeiten der psychoanalytischen Behandlungstechnik bei Patienten mit Über-Ich-Störungen*, *Psyche* 31, 593 - 636.
- Cremerius, Johannes (1986), *Spurensicherung. Die 'Psychoanalytische Bewegung' und das Elend der psychoanalytischen Institutionen*, *Psyche* 40: 1063 - 1082.
- Cremerius, Johannes (1987), *Wenn wir als Psychoanalytiker die psychoanalytische Ausbildung organisieren, müssen wir sie psychoanalytisch organisieren!*, *Psyche* 41: 1067 - 1096.
- Cremerius, Johannes (1996), *Die Begrenzung der analytischen Selbstaufklärung durch die Ausbildungshierarchie*, in: *Luzifer-Amor* 18: 68 - 83.
- Colman, Arthur D.; Bexton, Harold W. (Ed., 1975), *Group Relation Reader 1*, Washington (A. K. Rice Institute).
- Colman, Arthur D.; Geller, Marvin H. (Ed., 1985), *Group Relations Reader 2*, Washington (A. K. Rice Institute).
- De Board, Robert, (1978), *The Psychoanalysis of Organizations*, London (Routledge)
- Devescovi, Pier Claudio, (1995), *Von den Anfängen jungianischen Denkens: Kultur und Methode. Elemente einer Spaltung*, in *Hermanns (aaO)*: 49 - 61.
- Dührssen, Annemarie (1994), *Ein Jahrhundert Psychoanalytische Bewegung in Deutschland*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht)
- Eisold, Kenneth (1994), *The Intolerance of Diversity in Psychoanalytic Institutions*, *Int. Journal of Psychoanalysis* 75: 785 - 800.

- Erdheim, Mario (1982), Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß, Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Erdheim, Mario (1995), Totem und Spaltung, in: Hermanns, aaO: 224 - 230.
- Freud, Sigmund; Breuer, Josef (1895d), Studien über Hysterie, GW. I, 99 - 312.
- Freud, Sigmund (1900a), Die Traumdeutung, GW. II/III.
- Freud, Sigmund (1907b), Zwangshandlungen und Religionsübungen, GW. VII, 127 - 139.
- Freud, Sigmund (1912-13), Totem und Tabu, GW. IX, 1- 194.
- Freud, Sigmund (1915b), Zeitgemäßes über Krieg und Tod, GW. X, 323 - 355.
- Freud, Sigmund (1915c), Triebe und Tribschicksale, GW. X, 209 - 232.
- Freud, Sigmund (1918b), Aus der Geschichte einer infantilen Neurose, GW. XII, 27 - 157.
- Freud, Sigmund (1921c), Massenpsychologie und Ich-Analyse, GW XIII, 71 - 161.
- Freud, Sigmund (1926e), Die Frage der Laienanalyse, GW. XIV, 207 - 286.
- Freud, Sigmund (1927a), Nachwort zur 'Frage der Laienanalyse', GW. XIV, 287 - 296.
- Freud, Sigmund (1933a), Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, GW XV, 1 - 197.
- Freud, Sigmund (1937c), Die endliche und die unendliche Analyse, GW. XVI, 57 - 99.
- Freud, Sigmund (1937d), Konstruktionen in der Analyse, GW. XVI, 41 - 56.
- Freud, Sigmund (1939a), Der Mann Moses und die monotheistische Religion, GW. XVI, 101 - 246.
- Freud, Sigmund (1950), Aus den Anfängen der Psychoanalyse, Frankfurt/M. (Fischer).
- Freud, Sigmund; Jung, Carl Gustav (1974), Briefwechsel (Hg. W. Mc Guire und W. Sauerländer), Frankfurt/M. (Fischer)
- Grawe, Klaus et al. (1994), Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession, Göttingen (Hogrefe).
- Grinberg, Léon et al. (1975), Introduction to the Work of Bion, London (Karnac).
- Grotstein, James (1981), Who Is the Dreamer Who Dreams the Dream and Who is the Dreamer Who Understands It, in: ders. (Ed.), Do I Dare Disturb the Universe. A Memorial to W. R. Bion, London, 357 - 416 (Karnac).

- Harsch, Wolfgang (1998), Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Ökonomie, *Psyche* 52, 1 - 29.
- Heinrich, Klaus (1964), Die Funktion der Genealogie im Mythos, in: ders., *Parmenides und Jona. Vier Studien über das Verhältnis von Philosophie und Mythologie*, Frankfurt/M. (Stroemfeld): 9 - 28.
- Heinrich, Klaus (1993), *Arbeiten mit Ödipus. Dahlemer Vorlesungen Bd. 3*, Frankfurt/M. (Stroemfeld)
- Heinrich, Klaus (1995), Von Nutzen und Nachteil der Spaltung. Religionsphilosophische Erörterung eines gattungsgeschichtlichen Begriffs, in: Hermanns, aaO: 62 - 79.
- Hermanns, Ludger M. (Hg., 1995), *Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse*, Tübingen (edition discord).
- Hildesheimer, Wolfgang (1975), *Masante*, Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Hinshelwood, Robert D. (1995), Der Mythos vom britischen Kompromiß: Reflexionen über die Meinungsverschiedenheiten in der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft, in: Hermanns, L., a.a.O., 250 - 265.
- Hirschhorn, Larry (1990), *The Workplace Within*, Cambridge, Massachusetts (MIT Press).
- Hoggett, Paul (1997), *The Internal Establishment* (Vortrag auf der Internationalen Bion-Konferenz, Turin).
- Isaacs, Susan (1952), The Nature and Function of Phantasy, in: Klein, Melanie et al., *Developments in Psychoanalysis*, London (1989, Karnac)
- Jacques, Elliot (1955), Social Systems as a Defence against Persecutory and Depressive Anxiety, in: M. Klein et al., *New Directions in Psycho-Analysis*, London (1985, Karnac).
- Jones, Ernest (1978), *Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bd. I und II*, Bern (Huber).
- Joseph, Betty (1976), Die Entwicklung des psychischen Schmerzempfindens, in: dies., *Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung*. Stuttgart 1994, 135 - 148 (Klett).
- Josuttis, Manfred (1982), *Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie*, München (Kaiser).
- Kennel, Rosemaie; Reerink, Gertrud (1997), *Klein - Bion. Eine Einführung*, Tübingen (edition discord).

- Kernberg, Otto F. (1998), Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse, *Psyche* 52, 199 -213
- Kimmerle, Heinz (1997), Der Fall des Bewußtseins. Zur Dekonstruktion des Unbewußten in der Logik der Wahrheit bei Freud, Tübingen (edition discord).
- King, Pearl, Steiner, Riccardo (1991), The Freud-Klein Controversies 1941 - 1945, London (Routledge).
- King, Vera (1995), Die Urszene der Psychoanalyse. Adoleszenz und Geschlechterspannung im Fall Dora, Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Klein, Melanie (1946), Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen, in: dies., Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse, Reinbek (rororo studium 6).
- Kneer, Georg, Nassehi, Armin (1993), Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung. München (Fink)
- Klüwer, Rolf (1973), Anmerkungen zum Selbstverständnis des Psychoanalytikers, *Psyche* 27, 1077 - 1089.
- Lawrence, W. Gordon (1998), Selbstmanagement-in-Rollen. Ein aktuelles Konzept, *Freie Assoziation* 1, 37 - 57.
- Lazar, Ross Allen (1988), Vorläufer der Triangulierung. Die ersten dreidimensionalen Teilobjektbeziehungen des Säuglings, *Forum der Psychoanalyse* 4, 28 - 39.
- Leiper, Rob (1994), Evaluation: organizations learning from experience, in: Obholzer, Roberts (aa0): 197 - 205.
- Ludin, Josef H. (1996), Geld und Akkulturationsaspekte der Psychoanalyse, *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* 11, 409 - 424.
- Luhmann, Niklas (1985), Die Autopoiesis des Bewußtseins, *Soziale Welt*, 36, 402-446.
- Luhmann, Niklas (1990), *Paradigm lost*, Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Luther, Martin (1529), Der große Katechismus, Werke in Auswahl (Hg. Clemen, Otto), Bonn 1913 (Marens und Weber).
- Maturana, Humberto R. (1982), Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie, Braunschweig-Wiesbaden (Vieweg).

- Maturana, Humberto R. (1985), Biologie der Sozialität, in: Schmidt, Siegfried J. (Hg.), Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus (1996), Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Meltzer, Donald (1967), Der psychoanalytische Prozeß, dt., 1995, Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Meltzer, Donald et al. (1975), Explorations in Autism, London (Clunie).
- Meltzer, Donald (1988), The Apprehension of the Beauty, Worcester (Clunie).
- Mentzos, Stavros (1976), Interpersonelle und institutionalisierte Abwehr, Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Menzies-Lyth, Isabel (1988), Containing Anxiety in Institutions, London (Free Association).
- Menzies-Lyth, Isabel (1989), The Dynamics of the Social, London (Free Association).
- Miller, Eric J.; Rice, Anton K. (1967), Systems of Organization, in: Colman, Arthur D.; Bexton, W. Harold, a.a.O.
- Money-Kyrle, Roger (1968), Cognitive Development, in: D. Meltzer, E. O'Shaugnessy, The Collected Papers of Roger Money-Kyrle, London (Clunie): 416 - 433.
- Money-Kyrle, Roger (1971), The Aim of Psycho-analysis, in: D. Meltzer, E. O'Shaugnessy, a.a.O., 442 - 449.
- Money-Kyrle, Roger (1977), On Being a Psycho-analyst, in: D. Meltzer, E. O'Shaugnessy, a.a.O., 457 - 465.
- Mosse, James (1994), Introduction: the institutional roots of consulting to institutions, in: Obholzer, Roberts (aa0): 11 - 18.
- Nase, Eckart; Scharfenberg, Joachim (Hg.) (1977), Psychoanalyse und Religion, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Nedelmann, Carl (1998), Die Vergangenheit in der Gegenwart zwischen Deutschen und Juden, Forum der Psychoanalyse 14: 176 - 189.
- Nowotny, Helga (1989), Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Obholzer, Anton; Roberts, Vega Zagier (1994), The Unconscious at Work. Individual and Organizational Stress in the Human Services, London (Routledge).

- Ouaknin, Marc-Alain (1990), Das verbrannte Buch. Den Talmud lesen, Weinheim (Quadriga).
- Parin, Paul; Parin-Matthèy, Goldy (1983), Medicozentrismus in der Psychoanalyse, in: Hoffmann, Sven O. (Hg.), Deutung und Beziehung. Kritische Beiträge zur Behandlungskonzeption und Technik in der Psychoanalyse, S. 86 - 108 (Fischer).
- Pines, Malcolm (1995), Dissens im Kontext: Schismen in der psychoanalytischen Bewegung, in Hermanns, aaO: 16 - 34.
- Pollak, Thomas (1989), Profession und Idealität. Anmerkungen zum Problem der Idealisierung in der psychoanalytischen Ausbildung, in: Bareuther, Herbert et al. (Hg.), Forschen und Heilen. Auf dem Wege zu einer psychoanalytischen Hochschule, Frankfurt/M., 633 - 646 (Suhrkamp).
- Rice, Anton K. (1965), Führung und Gruppe, Stuttgart (Klett).
- Quinodoz, Jean-Michel (1994), Clinical facts or psychoanalytic clinical facts, International Journal of Psycho-Analysis 75, 963 - 976.
- Rice, Anton K. (1965), Führung und Gruppe (dt.: 1973), Stuttgart (Klett).
- Schmidt, Siegfried J. (Hg., 1987), Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt /M. (Suhrkamp)
- Schüle, Johannes (1978), Probleme und Risiken selbstreflexiver Institutionen am Beispiel der Psychoanalyse, Kölner Zeitschrift für Soziologie 30: 60 - 86.
- Sharpe, Ellen Freeman (1987), Traumanalyse (dt.: 1984), Stuttgart (Klett).
- Steiner, John (1993), Psychic Retreats. Pathological Organizations in Psychotic, Neurotic and Borderline Patients, London (Routledge).
- Symington, Joan and Neville (1996), The Clinical Thinking of Wilfred Bion, London (Routledge).
- Thomä, Helmut; Kächele, Horst (1986), Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. 1, Berlin (Springer).
- Tuckett, David (1994), Developing a grounded hypothesis to understand a clinical process: the role of conceptualisation in validation, International Journal of Psycho-Analysis 75, 1159 - 1180.
- Wangh, Martin (1996), Probleme des Lehranalytikers und seiner Berufsgruppe, in: Luzifer-Amor 18: 84 - 100.

- Weber, Max (1920), Die protestantische Ethik (Hg. J. Winkelmann), (1969, München, Hamburg (Siebenstern)
- Weber, Max (1922), Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen (Mohr).
- Weick, Karl E. (1995), Der Prozeß des Organisierens, Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Weimer, Martin (1995), Das Verdrängte in der Hirtenmetapher. Kritische Reflexionen zu Foucaults Begriff des Pastorats, Wege zum Menschen 47: 61 - 76.
- Weimer, Martin (1998), Die Rolle des Pastors/der Pastorin als offenes System. Ein pastoral-psychologischer Versuch (Vortragsmanuskript).
- Weimer, Martin (1997), Bion hört Cage: 'Erinnerung und Wunsch' in Kontexten, Wege zum Menschen 49: 459 - 473.
- Weiß, Heinz (1988), Der Andere in der Übertragung. Untersuchung über die analytische Situation und die Intersubjektivität in der Psychoanalyse, Frankfurt/M. (Frommann-Holzboog).
- Wittenberger, Gerhard (1990), Zur 'Innenpolitik' der organisierten Psychoanalyse in der Zeit nach dem Bruch mit C.G.Jung, in: Luzifer-Amor 6, 76-86.
- Wittenberger, Gerhard (1995), Das „Geheime Komitee“ Sigmund Freuds. Institutionalierungsprozesse in der Psychoanalytischen Bewegung zwischen 1912 und 1927, Tübingen (edition discord).
- Wurmser, Léon (1986), Die schwere Last von tausend unbarmherzigen Augen, Forum der Psychoanalyse 2, 1986, 111 - 133.
- gez. Martin Weimer, Appelhof 47, 24217 Fiefbergen